This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

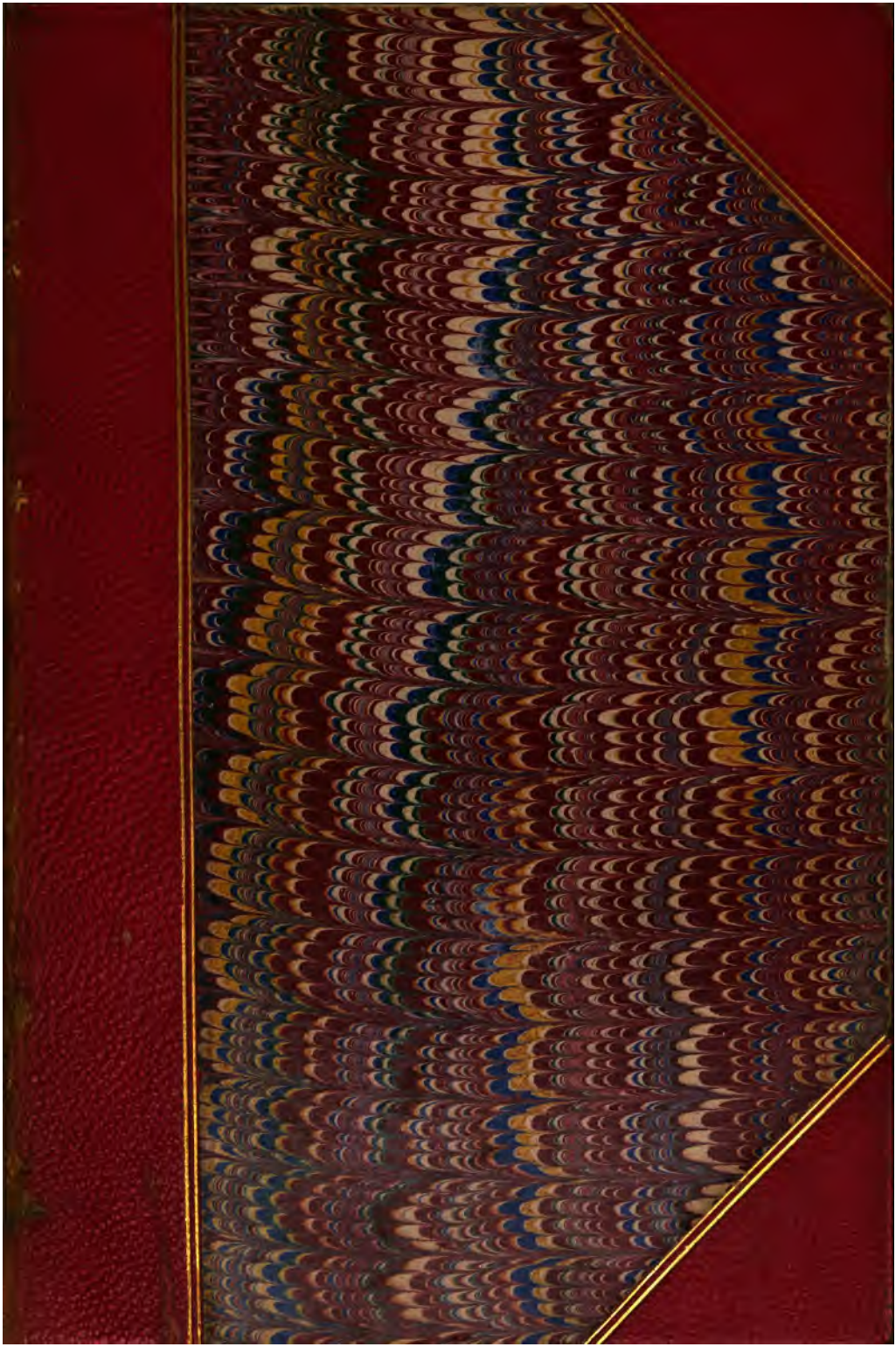
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

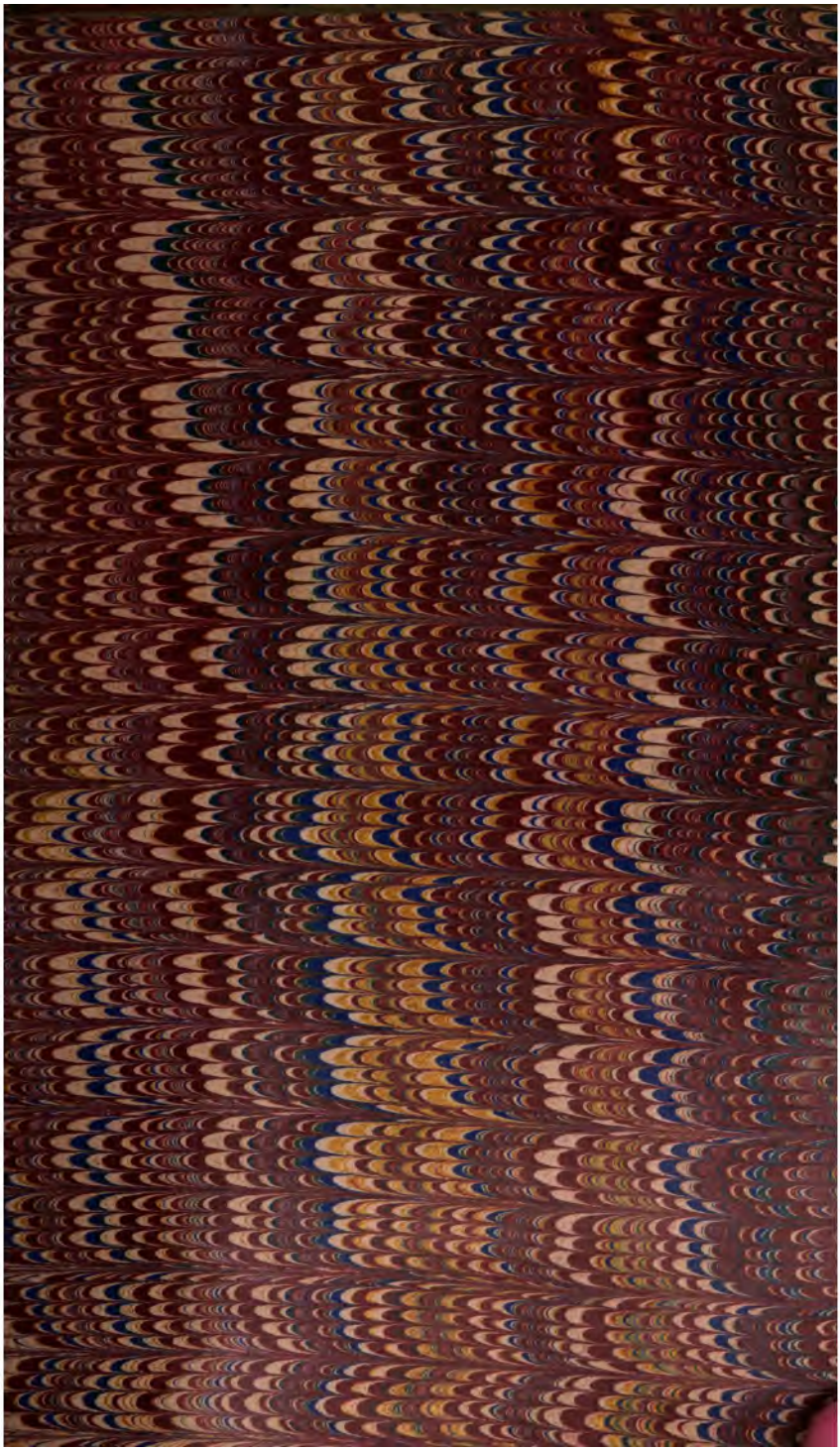
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



47. l. 30.



Kreuz und Schwert.

Zweiter Band.

Kreuz und Schwert.

Vierte Abtheilung

von

„Um Szepter und Kronen".

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1875.

Das Recht der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Neuntes Kapitel.

Pietro Barghili und Barbarino gingen, nachdem sie das kleine Haus in der Via del Moro verlassen hatten, langsamen Schrittes durch die kleine Via della Longareita, überschritten den Ponte Rotto, den alten Pons Aemilius und wendeten sich dann an dem Circo Massimo vorbei nach der alten Via Appia, welche man jetzt Via di Porta San Sebastiano nennt.

Sie schritten schweigend neben einander her, solange einzelne Vorübergehende ihnen in den belebteren Straßen begegneten, Pietro Barghili ernst und feierlich in würdevoller Haltung, Barbarino leichten, sorglosen, elastischen Schrittes, wie ein Arbeiter, der nach Erledigung seiner kleinen Geschäfte in Rom nach seiner Heimat in den umliegenden Ortschaften zurückkehrt. Als sie die belebteren Theile der Stadt verlassen hatten und nun auf der um diese Zeit fast einsamen Via Appia einherschritten, verschwand der Ausdruck von Heiterkeit und

Sorglosigkeit aus der Haltung und den Zügen Barbarino's, er faßte den Stock, in welchem der dreispitzige Dolch verborgen war, fest, und seine dunklen Augen funkelten in phosphoreszirendem Leuchten spähend durch die Dunkelheit, welche nur durch den Glanz der am nächtlichen Himmel heraufgestiegenen Sterne erhellt wurde.

Auch Pietro Barghili senkte seine Hand in die Tasche seines Wamses, in welche er vorher das große und breite Messer gesteckt hatte, und warf aufmerksame Blicke in das Dunkel, welches die Weinberge zur Seite der Straße einhüllte.

„Wohin führst Du mich?" fragte Pietro Barghili seinen stummen Begleiter, „und was ist im Werk?"

„Du wirst es hören," erwiederte Barbarino, „der Meister hat uns gerufen, wir gehen nach den Thermen des Caracalla. Näheres kann ich Dir nicht sagen, es könnte uns Jemand hören — auch ist mir mehr nicht erlaubt. Doch sieh', was ist dort?" rief er plötzlich, „es glänzt in der Dunkelheit wie Waffen. Sollten wir verrathen sein?"

Mit leicht zögernden Schritten gingen Beide in der Dunkelheit weiter. Einige Augenblicke später trat ihnen ein Gendarm entgegen im Dienstanzug und bewaffnet.

„Wohin geht ihr?“ fragte er kurz und streng.

„Nach unserem Hause vor der Porta San Sebastiano,“ erwiederte Barbarino mit demüthigem Ton, indem er sich zugleich ganz nahe an Pietro Barghili stellte und unter dem Schatten seines Mantels den Dolch ein wenig aus seinem Stock herauszog.

„Euer Name?“ fragte der Gendarm mit strengem, kurzem Ton.

„Barbarino Falcone,“ erwiederte der junge Mann mit einer Stimme, aus welcher bereits eine leichte Ungeduld über die gestellten Fragen hervorklang. „Und warum fragt Ihr uns, Herr, da wir doch ruhig unseres Weges gehen und Eile haben, nach Hause zu kommen?“

„Ich frage,“ erwiederte der Gendarm, „um den Weg freizuhalten von den Feinden der Gesellschaft der Rächer. Für Barbarino Falcone ist der Weg offen.“

Bei diesen Worten erhob er die Hand und machte mit derselben nahe vor den Augen Barbarino's ein Zeichen, indem er zwei Finger der Hand lang ausstreckte, dann wieder schnell in die innere Handfläche zurückzog.

Ganz erstaunt bog sich Barbarino ein wenig vor, um in das Gesicht des Gendarmen zu blicken.

„Mein Gott, Giuseppe,“ rief er, „Du hier in dieser

Uniform, mit diesem Bart, der Dich fast unkenntlich macht?"

„Still!" sagte der Gendarm, den Finger auf den Mund legend, „still, ich halte hier Wache, um alle Unberufenen fern zu halten, in dieser Verkleidung wird mir das leicht. Noch drei Andere sind weiter unterhalb stationirt. Es ist für Niemand möglich, sich der Versammlung zu nähern."

„Aber, mein Gott," sagte Barbarino, noch immer ganz verwundert, „wenn nun ein wirklicher Gendarm kommt?"

„Der Meister hat uns die Losung gegeben," erwiederte Giuseppe, „und wenn das nicht genügen sollte — nun, um so schlimmer für Den, der uns in den Weg tritt — mein Karabiner ist scharf geladen. Ihr wißt den Weg?" fragte er dann.

„Ganz genau," erwiederte Barbarino, „wir werden nicht fehlen."

„Ihr müßt so weit wie möglich vor dem kleinen Thor abbiegen," sagte er noch, während Barbarino und Pietro Barghili bereits rüstig weiter in die Dunkelheit hinausschritten.

Bald kamen sie an die Stelle, wo die Straße von der Marrana durchschnitten wird, diesem Gewässer, das

von Albalonga her nach Rom hinfließt, und an deſſen Ufer einſt die Grotte der Egeria lag.

Nachdem ſie noch einige Schritte gethan, wandten ſie ſich vor der Via Antonina, welche zu dem Eingang in die koloſſalen Ruinen des Caracalla führt, rechts von der Straße ab, und ſchritten über die Aecker und Weinberge neben den gewaltigen Steinmaſſen der rieſenhaften Ruinen nach deren hinteren Theilen zu; da, wo die alten Mauerüberreſte des Servius Tullius ſich gegen den Rundausbau der Caracallathermen hin erſtreckten, wandte ſich Barbarino zu einem großen Haufen mächtiger Blöcke und Steine, und voranſchreitend begann er leicht und ſicher über die unregelmäßig übereinander geſtürzten Mauerreſte zu ſteigen. Mit jugendlicher Gewandtheit und Geſchicklichkeit folgte ihm Pietro Barghili. Nachdem ſie einige Augenblicke über Geröll und große Steinblöcke geklettert waren, öffnete ſich eine nicht zu große Höhle von ungefähr zwanzig Fuß Tiefe, welche in ſchwarzer Finſterniß vor ihnen lag und aus deren Innerem ein dumpfes Gewirr von Stimmen herauftönte. Ein ſteil abfallendes Mauerſtück ſchien den Zugang zu dieſer Höhlung unmöglich zu machen.

Barbarino beugte den Kopf über die dunkle Tiefe, hielt den Finger an ſeine Lippen und ließ in beſtimmten Intervallen einen leiſen, pfeifenden Ton hören, welchen

man in der Stille der Nacht für den Schrei eines aus seinem Schlaf aufgeschreckten Vogels halten konnte.

Eine tiefe Stimme ertönte von unten herauf:

„Wer begehrt Zutritt zu der Gesellschaft der Rächer?"

„Barbarino Falcone," erwiederte der junge Mann, indem er den Kopf über die Oeffnung beugte und aus seinen beiden Händen eine Art Sprachrohr bildete, „und Pietro Barghili."

„Wie heißt das Losungswort?" erwiederte die Stimme von unten.

„Tod den Priestern und Tyrannen!" erwiederte Barbarino in gleicher Weise wie vorher.

„Die Brüder erwarten euch," antwortete es abermals von unten herauf.

„Folge mir," sprach Barbarino zu Pietro Barghili, „ich will Deinen Fuß führen."

Und indem er sich mit dem Arm auf den Rand der Oeffnung stützte, ließ er sich hinabgleiten und trat in die regelmäßig angebrachten Einschnitte der steilen Mauer. Pietro Barghili folgte ihm, und indem Barbarino sich mit der einen Hand in den Einschnitten festhielt, führte er mit der andern den Fuß Pietro's in dieselben Einschnitte ein. Auf diese Weise stiegen Beide die gerade abfallende Mauer hinab und befanden sich bald in der Tiefe der Höhlung.

Im ersten Augenblick erlaubte die Dunkelheit nicht, irgend etwas zu sehen. Bald aber erkannten Pietro und Barbarino eine Anzahl von Männern, welche ringsum theils in ihre Mäntel gehüllt auf der Erde lagen, theils auf abgefallenen Steinblöcken saßen und ihrem Aeußern nach wie Barbarino sämmtlich Arbeiter aus der Umgegend Roms zu sein schienen. In der tiefen Dunkelheit waren nur die Umrisse der Gestalten zu erkennen, von den Gesichtern sah man nichts und nur hier und da funkelte ein Blick, ähnlich dem eines Raubthiers, in grünem Glanz durch die Nacht.

Nachdem Barbarino und Pietro in die Höhle hinabgestiegen waren, richtete sich eine dunkle Gestalt an der einen Seite der Rundung empor und stieg auf einen hohen, viereckigen Steinblock.

„Sind Alle versammelt," sprach diese von der schwarzen Mauer sich kaum abhebende Gestalt, „welche berufen waren, an dieser Versammlung der auserwählten Führer der Gesellschaft der Rächer theilzunehmen?"

Eine kleine Blendlaterne, welche diese dunkle Gestalt unter ihrem Mantel hervorzog, öffnete sich urplötzlich und warf ihren grellen Schein über die in der Grotte befindlichen Gestalten, welche für einige Sekunden aus der schwarzen Dunkelheit hervortraten, um dann eben so schnell wieder zu verschwinden.

Es mochten ungefähr fünfzehn Männer hier versammelt sein. Man sah unter ihnen wilde, bärtige, wettergebräunte Gesichter, man sah die weichen Züge schwärmerischer Jünglinge mit Augen, aus denen die Glut des Fanatismus leuchtete, man sah aber auch fein geschnittene, kalte, vornehme, ruhige Gesichter, die nicht zu der Tracht zu passen schienen, welche sie einhüllte, und welchen man eher in den Sälen der geistlichen und weltlichen Fürsten Roms begegnen zu sollen geglaubt hätte.

Bei dieser raschen Inspektion der Versammlung blieb das Gesicht Desjenigen, welcher die kleine Blendlaterne in seiner Hand hielt, im Dunkeln, und man konnte nur unter einem großen, schlaffen Hut von schwarzem Filz scharfe, stechende Augen und einen starken, ergrauenden Vollbart entdecken.

Das Licht der Blendlaterne, welches schnell im Kreise umherlief, haftete einige Augenblicke länger als sonst an einem Manne, welcher dem Leiter der Versammlung gegenüber auf einem niedrigen Steinblock zusammengekauert saß und ganz in einen dunklen Mantel gehüllt war, der auch den unteren Theil seines bleichen, bartlosen Gesichts verdeckte, während dessen Stirn von einem niedrigen, tief herabgezogenen Hut beschattet war. Als das Licht der Laterne auf ihm ruhte, machte dieser

Mann eine Bewegung, als wolle er sich dem hellen Strahl entziehen, und senkte sein Gesicht noch tiefer in die Falten des um den Hals hoch hinauf gezogenen Mantels. Als die Laterne mit ihrem Lichtkreis jeden Winkel der Höhlung und jede Gestalt in derselben beleuchtet hatte, verschloß sich dieselbe eben so plötzlich, als sie geöffnet worden war, und verschwand in den Falten des Mantels des Mannes auf dem erhöhten Stein.

„Meine Brüder," sprach dann dieselbe tiefe, klare und volltönende Stimme, „ich habe euch hierher gerufen in einer hochernsten und wichtigen Sache, um eure Mitwirkung in Anspruch zu nehmen und euch einen Plan mitzutheilen, welcher unsere große, heilige Sache mit einem Schlage weit hinaus fördert."

Eine tiefe Stille herrschte in der Grotte, man hätte das Geräusch eines fallenden Blattes hören können.

„Bevor ich euch aber diesen Plan mittheile," fuhr die Stimme fort, „habe ich euch eine andere, ernste und traurige Eröffnung zu machen. Es hat sich in unsere Gesellschaft, welche der Befreiung des Vaterlandes, der Befreiung der ganzen Menschheit von den Fesseln der Priester und der Tyrannen geweiht ist, ein Verräther eingeschlichen."

Man hörte, wie in einem einzigen tiefen Athemzug,

einen Hauch des Entsetzens, des Abscheus durch die ganze Versammlung ziehen.

„Es hat sich," fuhr der Redner fort, „ein Mann in unseren Bund gedrängt, welcher durch schimpflichen und niedrigen Betrug, durch nichtswürdige Heuchelei und Verstellung sich unser Vertrauen zu erschleichen gewußt hat, und welcher dann sich nicht gescheut hat, hinzugehen und Das, was er von uns, unseren Plänen und unseren Unternehmungen erfahren, den Dienern jenes unversöhnlichen Feindes der Freiheit zu verrathen, welcher Priester und König zugleich ist und die Körper wie die Seelen der Menschen in Fesseln zu schlagen trachtet. Die Verrätherei dieses Mannes ist nur deßhalb zum Theil unschädlich geblieben, weil er die wahren Namen vieler unserer Brüder nicht weiß und weil Diejenigen, deren Namen er kennt, den Schergen der Tyrannei nicht leicht zugänglich sind. Aber dieser Mann, meine Brüder, ist auch heute unter uns. Er hat es verstanden, sich einen Platz unter den Vertrautesten und Eingeweihtesten zu erwerben. Er befindet sich hier in unserer Mitte, um von hier aus hinzugehen, unser Geheimniß der päpstlichen Polizei zu verrathen und uns Alle dem finstern Kerker der Tyrannei zu überliefern."

Ein Ruf tiefer Entrüstung ließ sich aus allen Theilen der Grotte vernehmen. Mehrere der dunklen

Gestalten erhoben sich und traten näher zu dem Sprechenden heran.

Unter ihnen war Barbarino, der, dicht an den viereckigen Steinblock herantretend, mit einer vor Aufregung bebenden Stimme fragte:

„Und wer ist der Verräther? Ist sein Verbrechen erwiesen?"

„Wer ist der Verräther?" hörte man mit dumpfem Ton von mehreren Seiten her fragen, während zugleich das matte Leuchten entblößter Stahlklingen durch die Nacht schimmerte.

„Ihr fragt, ob das Verbrechen erwiesen ist, meine Brüder?" fuhr die dunkle Gestalt auf dem Steinblock fort, „es ist erwiesen, ich selbst habe den Verräther in den Palast des Santo Offizio gehen sehen und weiß, daß er noch gestern eine lange Audienz bei dem Kardinal Monaco gehabt hat. Ihr kennt mich Alle, ich beschwöre, was ich sage, bei dem heiligen Namen der Freiheit. Ich frage euch, ob ihr meinen Worten glaubt, ob ihr mein Zeugniß als wahr und gültig annehmen wollt?"

„Wir glauben dem Meister!"

„Sein Wort ist die Wahrheit," rief Barbarino.

„Sein Wort ist die Wahrheit," tönte es ringsum aus dem Kreise.

„Nun denn, meine Brüder," fuhr der Redner fort, „welche Strafe verdient der Verrath an der heiligen Sache der Freiheit der Menschen?"

„Den Tod!" rief Barbarino.

„Den Tod!" ertönte es dumpf und schaurig ringsum.

„Ihr habt es gesagt," antwortete die Gestalt auf dem Stein, „der Verräther ist dem Tode verfallen, zur Strafe für sein Verbrechen, zur Sicherheit für uns und für das große Ziel, dem wir unser Leben geweiht. Nachdem ihr euer Urtheil gesprochen, beauftrage ich hier unsern Bruder Barbarino Falcone mit dessen Vollstreckung."

Barbarino neigte schweigend das Haupt.

„Und wer ist der Schuldige?" fragte er.

„Wer ist der Schuldige, wer ist der Verräther?" wiederholten die Anderen seine Frage.

Der Mann auf dem Stein zog seine Blendlaterne hervor. Indem er sie plötzlich öffnete, fiel ihr greller Schein auf den ihm gegenüber sitzenden Mann, welcher noch tiefer als vorhin in seinen Mantel sich gehüllt hatte, dessen Gesicht in dem zitternden, scharfen Lichtstrahl geisterhaft bleich erschien und dessen Augen starr und angstvoll aus dem hellen Kreise, der sie beleuchtete, rings umher starrten.

„Luigi Nazarri ist der Verräther, der es gewagt hat, hier unter uns zu erscheinen, um uns Alle dem finstern Kerker der Inquisition und dem Beil des Henkers auszuliefern.“

Wie von einer Feder bewegt schnellte die zusammengekauerte Gestalt des von der Blendlaterne grell beleuchteten Mannes bei diesen Worten empor. Sein weiter Mantel fiel von den Schultern herab und ließ einen einfachen schwarzen, städtischen Anzug erkennen. Seine Lippen bebten, seine Züge verzerrten sich konvulsivisch, seine Augen öffneten sich so weit, daß das volle Rund der dunkeln Pupille auf der weißen Fläche erschien. Er streckte die Hände wie abwehrend aus und rief mit einer heisern, von Angst und Entsetzen entstellten Stimme:

„Es ist nicht wahr, ich habe euch nicht verrathen. Ich verlange Gehör, ich verlange das Recht der Vertheidigung.“

„Ihr habt mein Zeugniß gehört und als wahr angenommen,“ sagte der Mann auf dem Stein kalt und ruhig. „Ihr habt euer Urtheil gesprochen. Barbarino, thue Deine Pflicht!“

„Das ist kein Gericht,“ rief Luigi Nazarri mit kreischendem Ton. „Ich verlange Gehör, ich verlange Vertheidigung. Das ist Mord, niederträchtiger, feiger Mord!“

Und mit einer raschen Bewegung sprang er zur Seite, um sich dem Lichtkreis der noch immer auf ihn gerichteten Laterne zu entziehen. Aber schon hatten zwei der Nächststehenden ihn ergriffen, im nächsten Augenblick rissen sie ihn zu Boden. Der Griff einer eisernen Hand umspannte seinen Hals, so daß der Versuch zu schreien nur ein dumpfes und kaum hörbares Röcheln ertönen ließ.

Barbarino hatte die lange Dolchklinge aus seinem Stock hervorgezogen, in zwei Schritten war er bei dem Unglücklichen, der, trotz verzweifelter Versuche, sich loszureißen, am Boden festgehalten wurde, während der Strahl der Laterne sein gräßlich entstelltes, schaumbedecktes Gesicht und die fast aus ihren Höhlen hervortretenden Augen beleuchtete.

Einen Augenblick funkelte der Stahl hell auf in dem scharfen Licht, dann senkte er sich, rasch und sicher geführt, in seiner ganzen Länge tief in die Brust des verurtheilten Opfers, so daß seine Spitze unter demselben in den steinigen Boden drang.

Aus dem zusammengeschnürten Halse des Getroffenen drang ein furchtbarer, entsetzlicher Ton. Man hörte die zischenden Laute eines Fluches, dann schoß ein Blutstrom aus den geöffneten Lippen hervor. Der Körper bäumte sich trotz der ihn niederhaltenden Männer hoch

empor, die Arme richteten sich mit geballten Fäusten aufwärts — noch ein langer, zischender Athemzug — die krampfhaft gezogenen Glieder senkten sich und streckten sich lang auf der Erde aus — es war vorbei. Der Stahl hatte gut und sicher getroffen.

Barbarino zog seinen Dolch aus dem Leichnam, reinigte die Klinge an dem auf der Erde liegenden Mantel des Todten, und trat dann ruhig und kalt zu dem auf dem erhöhten Stein stehenden Mann hin, welcher unbeweglich und schweigend die ganze Szene mit angesehen hatte.

„Das Urtheil ist vollstreckt, Meister," sagte Barbarino, „der Verräther hat seinen Lohn und wird uns nicht mehr schaden."

Der Mann auf dem Stein schloß seine Laterne und Alles versank wieder in Dunkelheit. Die Nächststehenden legten den Leichnam des Verurtheilten in eine Ecke der Höhle und bedeckten ihn mit seinem Mantel.

Der Mann auf dem Stein sprach mit seiner ruhigen Stimme:

„Nachdem nun, meine Brüder, die Gefahr des Verraths beseitigt ist und der Verräther geendet hat, wie alle Verräther unserer heiligen Sache endigen mögen, will ich euch mittheilen, weßhalb ich euch hier zu dieser nächtlichen Stunde zusammenberufen. Tretet näher zu

mir heran, damit auch der Hauch des Windes nicht vernehme, was ich euch zu sagen habe."

Die dunklen Gestalten traten ganz nahe zu dem Sprechenden, und ihre Augen blitzten durch die Finsterniß in Spannung und Erregung.

„Ihr wißt Alle," sprach Der, welchen die Anderen als ihren Meister bezeichneten, „daß in Kurzem der Papst hier um seinen Thron alle Kirchenfürsten und Bischöfe der ganzen Welt versammeln wird, um mit diesen obersten Helfershelfern der geistlichen und weltlichen Tyrannei neue Mittel zu ersinnen, durch welche die Freiheit gebrochen, die Geister geknechtet und die Völker in Dummheit und Sklaverei erhalten werden sollen. Damit," fuhr er mit dumpfem Ton fort, „ist die ganze Maschine, durch welche die Päpste so lange alle Völker der Erde in Nacht und Dunkel zu erhalten bemüht waren, in unsere Hände gegeben. Wenn es gelingen kann, mit einem Schlage alle diese Führer und Leiter jener über den Erdkreis verbreiteten geistigen Polizeigewalt, welche sich die Kirche Gottes nennt, zu vernichten, so wird diese Gewalt zerstört sein. Die kleinen Priester, ohne Leitung, befreit von der Furcht, werden machtlos sein, wie einzelne Maschen eines Netzes, dessen verbindenden Knoten man zerschnitten, und die Völker werden, befreit von den irreleitenden und ver-

dunkelnden Einflüssen, schnell den Weg zur geistigen Freiheit zu finden wissen."

Er hielt einen Augenblick an.

„Aber wie?" hörte man fragen. „Es sind ihrer zu viele, unsere Dolche werden nicht ausreichen."

„Hört an," sprach der Mann auf dem Stein weiter, „hört an, was ich ersonnen: Für die Versammlung des Konzils ist die Aula im Vatikan bestimmt, weil der Papst," fuhr er in höhnischem Lachen fort, „glaubt, daß die Ausströmung des Grabes St. Peter's die versammelten Prälaten mit guten Gedanken zur Knechtung und Verfinsterung der Geister erfüllen wird. In dieser Aula werden also Alle, Erzbischöfe und Bischöfe, versammelt sein, und wenige Fässer Pulver werden genügen, um diese ganze Gesellschaft mit Einem Schlage in Atome zu zersprengen. Die Herren werden sich nicht beklagen können, die Kirche hat so viele Ketzer langsam verbrannt und zu Tode gemartert, daß dieses schnelle und einfache Verfahren nur als eine sehr milde und nachsichtige Vergeltung erscheint, welches eigentlich kaum mit unserem Ziele der Rache für tausendjährige Folter des freien Menschengeistes zusammenstimmt. Hört nun weiter," fuhr er dann fort, nachdem die unruhige Bewegung, welche seine Worte unter den Versammelten hervorgerufen, sich gelegt, „es kommt vor Allem darauf an, von

welcher Stelle unter der Aula die Sprengung am wirksamsten erfolgen kann und wie es möglich gemacht werde, die Pulvervorräthe unbemerkt in die Gewölbe zu schaffen. Die Aula soll jetzt für die Berathung des Konzils in Stand gesetzt werden, und es werden in der nächsten Zeit Arbeiter aller Art in derselben thätig sein. Es ist nun eure Aufgabe, euch als Maurer und als Bauhandwerker Beschäftigung bei diesen Arbeiten und dadurch ungehinderten Zutritt in die Aula zu allen Zeiten zu verschaffen. Diejenigen von euch, welche dazu keine Gelegenheit finden sollten, würden als Mönche der verschiedenen Orden, am besten als Kapuziner, versuchen, in die Aula zu gelangen, was während der Arbeiten nicht so sehr schwer sein kann; sie werden durch das Mönchsgewand gedeckt und unter dem Vorwand, sich an der Stätte des künftigen Konzils zu erbauen, sich so viel und so lange als möglich dort aufhalten und genaue Vermessungen aller Bauverhältnisse in der Aula vornehmen, zugleich auch erforschen, wie und an welcher Stelle man am leichtesten unbemerkt einen Zugang zu den Gewölben öffnen könnte. Zugleich werden sie die Abdrücke von den Schlössern der Thüren nehmen und sich genau über den Weg versichern, auf dem es möglich sein könnte, Nachts in die Aula zu gelangen; auch müssen sie erforschen, ob und wie viele Wachen dort aufgestellt

werden. Alle diese Beobachtungen müssen so schnell als möglich genau und richtig gemacht werden. Sobald die Arbeiten einige Zeit gedauert haben, werde ich euch wieder zusammenrufen, um eure Berichte zu empfangen. Ich werde euch dann weitere Anweisungen ertheilen über Das, was geschehen muß, um diese giftigen Wucherpflanzen der Kirche, welche wir bisher in ihren weitverzweigten Auswüchsen bekämpft haben, mit ihren tiefsten und festesten Wurzeln auszureißen. Ihr habt mich verstanden?"

„Vollkommen, Meister," erwiederten Alle.

„So denkt darüber nach," sagte der Mann auf dem Stein, „wie Jeder von euch am besten seine Aufgabe erfüllen könne. Ich kann euch keine näheren Anweisungen geben. Ihr seid gewandt und ergeben. Ihr wißt, um was es sich handelt, und werdet die Wege zu finden wissen, auf welchen ihr das große Ziel am besten fördern könnt. Jetzt kein Wort weiter, wir müssen auseinandergehen. Es ist möglich, daß die Verrätherei dieses Elenden uns die Polizei auf die Fersen gebracht hat. Wir dürfen hier nicht wieder zusammenkommen, wir werden auf der Straße Einige der Unsern in Gendarmenuniform verkleidet finden, sie werden euch ein Zeichen geben; — wenn eine Gefahr droht, so geht unter ihrem Schutz als ihre Arrestanten, so

werdet ihr sicher nach der Stadt zurückkommen. Die Leiche des Verräthers laßt hier liegen; wenn sie uns hier suchen sollten, so werden sie sehen, welcher Lohn des Verraths wartet. Und wenn sie ihn nicht finden," sagte er mit grimmigem Ton, „so sei er den Raben verfallen. Jetzt schnell fort."

Er zog noch einmal seine Blendlaterne hervor und beleuchtete die Stelle, an welcher in der Mauer die zum Herabsteigen bestimmten Einschnitte befindlich waren.

Die Versammelten stiegen Einer nach dem Andern mit behender Geschicklichkeit hinauf.

„Ich gehe nach der Campagna," sagte Barbarino zu Pietro, „und eher sollen sie des flüchtigen Windes Spur entdecken, als Barbarino Falcone einfangen. Lebt wohl, Pietro, tausend Grüße meiner Lorenza. In wenigen Tagen sollt Ihr von mir hören. Ich denke meinen Weg in die Aula sicher zu finden."

Er drückte Pietro Barghili die Hand, ließ ihn voransteigen und folgte ihm dann auf dem beschwerlichen Treppenwege, der aus der Höhle hinausführte.

Unmittelbar darauf verlöschte das Licht der Blendlaterne und auch Derjenige, welcher diese düstere und geheimnißvolle Versammlung geleitet hatte, stieg auf demselben Weg aus der Tiefe hervor.

Nach wenigen Augenblicken waren alle diese dunklen Gestalten in der Finsterniß der Nacht verschwunden, und vom hohen Himmel herab blickten die Sterne in die Tiefe der Höhle, in deren Ecke starr und unbeweglich der Leichnam des Verurtheilten lag.

Der Mann, welchen die Verschworenen als ihren Meister anerkannt hatten, schritt langsam an den Riesenmauern der Thermen des Caracalla entlang der Straße der Porta San Sebastiano zu.

Tief in seinen Mantel gehüllt hatte er einige Schritte auf dieser Straße gemacht, als eine Kalesche mit geschlossenem Verdeck, von zwei starken Pferden gezogen, langsam auf dem Wege nach der Stadt hin heranfuhr. Der Kutscher in der Phantasielivrée der Wagenverleiher hielt ohne einen merkbaren Ruck die Pferde an, der Mann im Mantel öffnete eben so leise und unbemerkbar den Schlag und verschwand im Innern des Wagens. Schnell trieb der Kutscher die Pferde an und nach kurzer Fahrt hielt der Wagen vor dem Albergo di Europa auf der Piazza di Spagna.

Der Portier eilte, den Schlag zu öffnen, — Signor Franzeschini kam selbst dienstefrig unter das von hellem Gaslicht beleuchtete Portal.

Aus dem Wagen stieg ein Mann, der dem Anschein nach etwa sechzig bis fünfundsechzig Jahre alt

sein mochte. Sein gesund aussehendes, weiß und rothes Gesicht mit langer, gerader, scharf geschnittener Nase und feinem, weich gezeichnetem frischem Munde war umgeben von einem zur Seite herabhängenden grauen Backenbart. Dieser Mann trug ein äußerst sauberes und elegantes Kostüm von sogenannter Pfeffer- und Salzfarbe, ein Cylinderhut von feinem weißem Filz bedeckte seinen Kopf, und unter dem Rande dieses Hutes blickten geistvolle und scharf beobachtende, aber zugleich vornehm abwehrende und kalt phlegmatische Augen hervor.

Er ging langsam, aber mit kräftig elastischem Schritt dem Hotel zu.

„Morgen, zwei Stunden vor dem Diner," sagte er in fremdländischem, etwas gutturalem Accent dem Portier, der diesen Befehl dem Kutscher wiederholte, und trat in das Thor des Hotels.

Mit leichtem Kopfnicken grüßte er den sich tief verneigenden Signor Franzeschini.

„Mylord haben Befehle?" fragte der dienstfertige Hotelier, indem er den Fremden bis zur Treppe in den ersten Stock begleitete, in ziemlich schlechtem Englisch.

„Meinen Thee und geröstete Toasts, wie gewöhnlich," erwiederte dieser in jenem kurzen, kalten Ton der vornehmen Engländer.

Er stieg die Treppe hinauf und trat in eine Thür auf dem Korridor des ersten Stocks, welche ein alter Diener in schwarzem Frack und weißer Kravatte, der vor derselben wartend gesessen hatte, schnell aufstehend öffnete.

Zehntes Kapitel.

Der Herbst war weiter und weiter vorgeschritten, und mit gelblichem Schimmer färbten sich die bis dahin so tiefgrünen Wälder, welche die Höhen um Gmunden bekränzen.

Auch der Park, welcher die Villa Thun, die Sommerresidenz des Königs Georg V., umgab, hatte seine dunklen Schatten unter dem herbstlichen Hauch gelichtet, dichter und dichter waren die welken Blätter herabgefallen, und nachdem der Wind sie spielend wie eine fliegende Erinnerung der Sommerzeit über den Plan vor dem Hause hin und her gewirbelt, kam der kalte Regen und vermischte sie mit dem erweichten Staub des Bodens, in dem sie sich auflösen sollten, um im nächsten Frühjahr den Wurzeln der Gräser und Kräuter neue Kraft zu geben.

Ein grauer Dunstkreis umgab die Bergspitzen und schloß die Villa des Königs in eine dichte und undurch-

dringliche Nebelmauer ein. Langsam und gleichmäßig fielen die kalten Regentropfen auf die Erde nieder, und düster wie die Natur war das edle, bleiche Antlitz des Königs Georg, welcher in seinem Zimmer im Erdgeschoß der Villa saß und dem Vortrag des Grafen Platen zuhörte, der ein großes Aktenheft vor sich aufgeschlagen hatte, während der Geheime Kabinetsrath Doktor Lex, in sich zusammengekauert und unter dem durch das offene Fenster dringenden Luftzug fröstelnd, mit einem Bleistift Notizen auf einen vor ihm liegenden Bogen Papier machte.

„Die Untersuchung ist also geschlossen," sagte der König mit trüber Stimme, „und hat das traurige Resultat ergeben, daß wiederum mein Vertrauen in Personen, welche ich zu den Treuesten rechnete, getäuscht worden ist, getäuscht um des elenden Mammons willen, den ich stets so tief verachtet, der niemals für mich bestimmend gewesen ist. Es ist traurig, sehr traurig."

„Gewiß, Majestät," erwiederte Graf Platen, dessen Gesicht im Gegensatz zu dem des Königs den Ausdruck einer gewissen Heiterkeit und Zufriedenheit zeigte, — „gewiß, Majestät, ist das sehr traurig, aber Allerhöchstdieselben haben bei diesen schmerzlichen Erfahrungen auch zugleich die hohe Genugthuung, daß Seine königliche Hoheit der Kronprinz, welchem Sie die Führung

der Untersuchung übertragen haben, die Sache mit so großer Umsicht, mit so strengem Gerechtigkeitssinn und mit so eindringendem Scharfblick geleitet hat."

„Das ist gewiß sehr erfreulich," erwiederte der König tief aufseufzend, — „indeß wäre es mir doch unendlich lieber gewesen, wenn die erste praktische Geschäftsthätigkeit des Kronprinzen eine andere Sache zum Gegenstand gehabt hätte. Es thut mir leid um Elster," fuhr er fort, — „aber ich kann das verschmerzen, ich habe ihn aus der Dunkelheit des Subalterndienstes hervorgezogen, ich habe mich in ihm getäuscht, ich habe mir nur selbst den Vorwurf zu machen, daß ich ihm eine Verantwortlichkeit auflegte, der er nicht gewachsen war. Aber Wedel," sagte er, indem er die Stirn in beide Hände stützte, — „Wedel, der einer der ersten Familien meines Königreichs angehört, — Wedel, den ich liebe wie einen Freund — daß auch er schuldig ist, daß auch er mein Vertrauen getäuscht hat, das ist ein tiefer, bitterer Schmerz für mich, den ich lange nicht werde überwinden können."

„Es ist allerdings unbegreiflich, Majestät," sagte Graf Platen, indem er seinen Kopf auf das vor ihm aufgeschlagene Aktenfaszikel herabbeugte, „es ist unbegreiflich, wie es möglich gewesen, daß Graf Wedel Maßregeln hat billigen und mit sanktioniren können,

welche die Rechte Eurer Majestät so tief beeinträchtigen, denn er hätte doch, sobald ihm die Operationen von Elster bekannt wurden, als Mitverwaltungsrath dagegen protestiren müssen. Ich will mir kein Urtheil darüber erlauben, was den Grafen Wedel bestimmt haben kann, den Elster'schen Spekulationen freie Hand zu lassen."

Der König hatte in tiefem Nachdenken dagesessen und schien die Worte des Grafen Platen kaum gehört zu haben.

„So ist denn das kleine Vermögen," sagte er mit traurigem Ton, „über welches ich allein noch verfügen kann, nachdem all' mein Besitz mit Beschlag belegt worden, wieder erheblich verringert, und ich werde nicht nur von Neuem in den Mitteln zu dem Kampf um mein Recht beschränkt, sondern ich werde auch in meinem eigenen Haushalt mich noch weiter einschränken müssen, — doch das will ich gern tragen. Wenn es nur möglich zu machen ist, daß die Königin und die Getreuen, welche meine Verbannung theilen, keine Noth leiden."

„Der materielle Verlust, Majestät," sagte Graf Platen, „der Eure Majestät bei dieser Sache trifft, wird nicht so groß sein, als es am Anfang zu fürchten war, und ich hoffe, wenn die Maßregeln ausgeführt werden, welche ich mit dem Finanzassessor Kniep und

dem Kommerzienrath Ezechiel Simon in Aussicht genommen habe, der königliche Haushalt keine Einschränkungen zu erleiden haben wird —"

„Aber," fiel der König ein, „meine zwanzigtausend Stück Aktien, welche im Depot der Wiener Bank lagen, sind ja von Elster für seine Spekulation verpfändet worden."

„Diese zwanzigtausend Stück Aktien," erwiederte Graf Platen, „sind von der Wiener Bank freigegeben worden in Folge der energischen Vorstellungen, welche gegen die Verwendung derselben gemacht wurden —"

„Wie hat sich die Bank dazu verstanden?" fragte der König überrascht. „Ich kann doch weder erwarten, daß die Wiener Bank aus Rücksicht für mich einen Verlust auf sich nehme, noch würde ich eine solche Rücksicht annehmen können."

„Die Bank hat kein Recht aufgegeben, Majestät," erwiederte Graf Platen schnell, „denn die Verpfändung der zwanzigtausend Stück Aktien Eurer Majestät durch den Doktor Elster waren nicht rechtsgültig erfolgt, da Graf Wedel derselben nicht zugestimmt hatte."

„Wedel hatte der Verpfändung nicht zugestimmt?" rief der König — „ich habe geglaubt, daß das der Fall gewesen wäre."

„Graf Wedel, Majestät," sagte der Geheime Kabi-

netsrath Lex, „hat sogleich nach seiner Rückkehr von Franzensbad nach Wien bei dem Verwaltungsrath der Bank einen Protest gegen die Verpfändung dieser Aktien und ebenso gegen die Verpfändung seines Privatvermögens erhoben, und die Folge davon ist gewesen, daß die zwanzigtausend Stück Aktien Eurer Majestät freigegeben worden sind —"

„Ebenso wie das Privatvermögen des Grafen Wedel," fiel Graf Platen ein, „welches ebenfalls durch Elster verpfändet worden war."

Der König rieb sich mit der Hand die Stirn.

„Aber, mein Gott," rief er, „dann hat mir ja Wedel eine große Summe gerettet, und wenn die Verpfändung der Aktien ohne seine Zustimmung erfolgt ist —"

„Es wäre die Pflicht des Grafen Wedel gewesen," sagte Graf Platen rasch, „gegen die Verpfändung zu protestiren, als dieselbe geschah, und nicht erst jetzt, nachdem die Katastrophe eingetreten war. Und als von Eurer Majestät bestellter Verwaltungsrath hätte er wissen müssen, daß diese Verpfändung erfolgt sei. Und es ist kaum anzunehmen, daß er es damals nicht gewußt habe, und daß er jetzt den Protest erhoben hat, war allerdings das Mindeste, was er thun konnte, um die verderblichen Folgen für Eure Majestät so viel als möglich

zu vermindern und zugleich sein ebenfalls verpfändetes Privatvermögen zu retten."

Der König blickte lange sinnend vor sich nieder.

„Ich verstehe das nicht," rief er, „da ist etwas nicht klar. Wenn der Graf Wedel der Verpfändung der Aktien nicht zugestimmt hat, wenn er jetzt durch seinen Protest dieselben für mich gerettet hat, so sehe ich nicht klar, welcher Vorwurf ihm dann gemacht werden könnte."

„Eure Majestät," sagte Graf Platen, „dürfen nicht vergessen, daß Graf Wedel selbst Mitglied des Verwaltungsraths war, daß er also von jenen Spekulationen des Doktor Elster und von der durch denselben vorgenommenen Verpfändung der Aktien hätte Kenntniß haben müssen, und das ist jedenfalls eine schwere Unterlassungsverschuldung seinerseits, daß er die Dinge, in welche er einzugreifen befugt und verpflichtet war, so lange hat gehen lassen, bis die so traurigen Folgen für die Bank und das Vermögen Eurer Majestät eintraten."

„Aber Graf Wedel war in Franzensbad," sagte der König, „er war schwer erschüttert durch den Verlust seiner Kinder und die Todesgefahr seiner Frau."

„Das trat erst später ein, Majestät," sagte Graf Platen, „und so sehr diese traurigen Umstände das

Mitgefühl für den Grafen Wedel in Anspruch nehmen, ebensowenig können sie seine Unachtsamkeit in seinen Funktionen als Verwaltungsrath rechtfertigen. Graf Wedel erkennt das ja auch übrigens vollkommen selbst an, da er bei Eurer Majestät seinen Abschied eingereicht hat in der eigenen Ueberzeugung, daß nach dem Vorgefallenen seine Stellung als Hofmarschall eine Unmöglichkeit geworden sei."

„Ich habe ihm," sagte der König, „in Folge des Berichts der Untersuchungskommission die Aufforderung zugehen lassen, seinen Abschied einzureichen, und da hat er kaum etwas Anderes thun können, — aber wenn sich wirklich herausstellt, daß ihn keine oder doch nur eine verhältnißmäßig geringe Unterlassungsschuld trifft, so —"

„Majestät," sagte Graf Platen, „ich bin absichtlich der ganzen Sache fern geblieben, um mich vor dem Vorwurf zu sichern, daß ich möglicherweise durch eine persönliche Verstimmung gegen den Grafen Wedel geleitet würde, — Eure Majestät dürfen aber nicht vergessen, daß, wenn Allerhöchstdieselben nunmehr den Grafen in Ihrem Dienst behalten würden, der Eindruck davon in der Oeffentlichkeit, namentlich aber im Königreich Hannover selbst ein äußerst ungünstiger, der Sache Eurer Majestät sehr verderblicher sein würde.

Gerade in Hannover, wo man allgemein die Betheiligung Eurer Majestät an der Bank in hohem Grade mißbilligte, wo man mit äußerster Spannung der Entwickelung dieser Angelegenheit folgt, würde ein solches Desaveu des Prinzen, auf dem die zukünftigen Hoffnungen des Landes beruhen, ein tiefes Befremden hervorrufen."

Der König schwieg eine Zeitlang, seine Miene drückte tiefe Traurigkeit aus.

„Aber wenn Wedel sich rechtfertigen könnte," sagte er mit halblauter Stimme, „er ist vom Schicksal schon so schwer getroffen, wenn er nun auch an seiner Ehre gekränkt werden sollte, ohne daß eine eigentliche Schuld ihn träfe, nachdem er für mich schon wegen Hochverraths zur Zuchthausstrafe verurtheilt worden ist?"

„Es handelt sich ja doch nur um seine Entlassung aus Eurer Majestät Dienst," sagte Graf Platen. „Und so sehr ich persönlich Mitleid mit dem traurigen Familienschicksal des Grafen Wedel habe, so steht mir doch," fuhr er mit einer gewissen Emphase fort, „die Sache Eurer Majestät höher. Und Eure Majestät werden mir zugeben müssen, was ich nicht genug wiederholen kann, daß, wenn der Graf Wedel nach dem Vorgefallenen in Ihrem Dienst bliebe, vor der Welt das Verfahren des Kronprinzen und das Resultat der von ihm

geführten Untersuchung in ein sehr zweifelhaftes Licht gestellt würde. Mehr noch," sprach er weiter, „die Welt würde sagen, Elster und Wippern hat man fallen lassen, den Grafen Wedel aber, weil er eben Graf und Hofmarschall war, hat man gehalten. Und ein solches Urtheil in der Oeffentlichkeit würde in der jetzigen Zeit noch schädlicher wirken, als wenn Eure Majestät auf Ihrem rechtmäßigen Thron säßen, denn es würde die getreuen und opferfreudigen Anhänger entfremden."

„Es thut mir weh um Wedel," sagte der König immer mit traurig niedergesenktem Haupt, — dann plötzlich richtete er sich empor, und indem er den Kopf nach der Seite des Kabinetsraths hinwandte, sprach er lebhafter: „aber es gibt ja ein Mittel, Alles zu ordnen und nach allen Seiten hin gerecht zu werden. Graf Wedel hat es selbst angegeben, wie Sie mir vorhin sagten, lieber Lex — nicht wahr?"

„Der Herr Graf," erwiederte der Kabinetsrath mit seiner scharfen, hohen Stimme, „bittet in einem Brief dringend um persönliches Gehör bei Eurer Majestät, damit er sich wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigung rechtfertigen und Eurer Majestät alle erforderlichen Aufklärungen über sein Verhalten geben könne. Außerdem bittet er, da ihm jeder Rechtsweg in der Sache verschlossen sei, um die Gewährung eines

Ehrengerichts, das sein ganzes Verhalten in der Angelegenheit der Wiener Bank prüfen und darüber ein endgültiges Urtheil fällen solle, ob ihn irgend ein Vorwurf träfe. Der Spruch eines solchen Ehrengerichts würde sein Schutz gegen alle nachtheiligen und kränkenden Verdächtigungen sein. Der Graf behauptet," fuhr er fort, „daß ihm bei der Untersuchung, welche der Finanzassessor Kniep und der Professor Maren unter Vorsitz des Kronprinzen geführt, Fragen vorgelegt worden seien, die er gar nicht verstanden habe und auf welche er in der aufgeregten und erschütterten Stimmung, in welcher er sich damals befand, gar nicht zu antworten im Stande gewesen sei. Die unparteiische Prüfung durch ein Ehrengericht werde das Alles in's Klare stellen."

„Vortrefflich, vortrefflich," rief der König aus, indem er erleichtert aufathmete, „das genehmige ich mit Freuden, das ist der Weg, der Alles zur Klarheit und gerechten Entscheidung führen kann!"

„Die Berufung eines Ehrengerichts, Majestät," sagte Graf Platen, „ist gewiß ein sehr günstiger Ausweg, obgleich unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Zusammensetzung eines solchen Gerichts einige Schwierigkeiten haben wird. Aber wie die Sachen liegen, halte ich es für unmöglich, daß Eure Majestät den Grafen

Wedel jetzt persönlich empfangen können. Ein solcher persönlicher Empfang würde schon seine vollkommene Freisprechung einschließen, denn von Eurer Majestät Allerhöchster Person kann unmittelbar nur Gnade ausströmen, und nach meiner Ueberzeugung dürfen Eure Majestät einen Diener, gegen welchen Anschuldigungen, — durch den Kronprinzen bekräftigte Anschuldigungen vorliegen, niemals persönlich empfangen."

„Das ist wahr," sagte der König traurig. „Schreiben Sie also dem Grafen, lieber Lex, daß ich ihn jetzt nicht persönlich empfangen könne, daß ich aber seine Bitte um ein Ehrengericht genehmige und seinen Vorschlägen über dessen Zusammensetzung entgegensehe —"

„Ich glaube nicht, Majestät," fiel Graf Platen schnell ein, „daß es dem Angeklagten zustehen kann, Vorschläge über die Zusammensetzung des Gerichts zu machen, das über ihn urtheilen soll. Es würde vielmehr an Eurer Majestät sein, dieß Gericht zu bestimmen —"

„Aber wie?" fragte der König nachdenklich, — „es wird nicht leicht sein —"

Die Thür nach dem Vorzimmer wurde schnell geöffnet und die Königin Marie trat in das Zimmer.

Sie trug ein einfaches Morgenkostüm von dunkelgrauem Stoff, mit kleinen, violetten Bandschleifen gar-

nirt. Das volle reiche Haar der Königin war faſt ganz weiß geworden und umgab in dichten Flechten ihr Geſicht, in welches zwar die Linien des Alters ſich einzugraben begonnen hatten, welches aber in ſeinen reinen und friſchen Farben noch immer einen letzten Schimmer der Jugend zeigte, ſo daß dieß Geſicht und die ſchlanke, geſchmeidige Geſtalt in Verbindung mit der weißen Coiffure an jene alten Bilder aus der Rococozeit erinnerte.

Der Königin folgte unmittelbar die kleine und unſcheinbare Geſtalt des früheren hannöveriſchen Staatsminiſters Windthorſt.

Sein weiter, dunkler Rock von altmodiſchem Schnitt hing faltig um die in ſich zuſammengeſunkenen Glieder. Die langen Aermel bedeckten zur Hälfte die zierlichen, faſt zu kleinen Hände mit den ſpitzen, nervös bewegten Fingern. Der große Kopf mit den ſpärlichen, aufwärts gekämmten Haaren und der breiten, hohen Stirn, der abgeſtumpften Naſe und dem großen Munde waren vornüber geneigt, und über die großen, runden Gläſer ſeiner etwas auf die Naſe herabgeſunkenen Brille blickten die kleinen, klugen, leicht zuſammengekniffenen Augen forſchend umher.

Graf Platen und der Kabinetsrath hatten ſich erhoben und begrüßten mit tiefer Verneigung die Königin.

Auch Georg V. ſtand auf, als er nach dem Oeffnen der Thür mit ſeinem feinen Gehör das Rauſchen des Kleides ſeiner Gemahlin vernahm.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich ſtöre, Männchen," rief die Königin mit ihrer vollen, ſonoren Stimme, indem ſie mit leichtem Kopfneigen die beiden Herren begrüßte und zum Könige hineilend demſelben die Hand reichte. „Unſer lieber Miniſter Windthorſt iſt angekommen, und ich wollte ihn Dir ſogleich ſelbſt bringen, da ich überzeugt bin, daß Du ihn mit eben ſolcher Freude begrüßen wirſt wie ich, und daß er Dir vielleicht auch bei dieſer Berathung nützlich ſein kann," fügte ſie mit einem ſchnellen Seitenblick auf den Grafen Platen hinzu.

Sie trat zur Seite.

Der König ſtreckte die Hand aus und rief:

„Ich danke Ihnen, mein lieber Miniſter Windthorſt, daß Sie ſo ſchnell gekommen ſind, — ich bedarf Ihres Raths, Ihrer Klugheit, Ihrer Gewandtheit, und hoffe nur," fügte er mit einem bittern Lächeln hinzu, „daß Ihnen Ihr Verkehr mit mir keinen Hochverrathsprozeß zuziehen wird."

„Majeſtät," erwiederte der Miniſter Windthorſt mit ſeiner etwas dumpfen Stimme in den Kehltönen des osnabrückiſchen Dialekts, „meine perſönliche Ergeben-

heit gegen Allerhöchstdieselben bleibt unter allen Umständen unverändert, und wenn Eure Majestät meiner bedürfen, werde ich stets zu Ihrer Verfügung stehen, unbekümmert um die Folgen, welche mich treffen können. Uebrigens," fuhr er fort, „wird mir auch in Berlin Niemand einen Vorwurf aus meiner Anhänglichkeit für Eure Majestät machen. Man weiß, daß ich nicht agitire und konspirire, und wenn ich Eurer Majestät in Ihren persönlichen Angelegenheiten meinen Rath gebe, so wird daraus schwerlich irgend ein Staatsanwalt einen Hochverrathsprozeß machen können."

„Wie wohl thut es uns," rief die Königin, „in so unglücklicher Zeit immer noch so viel Ergebenheit und Anhänglichkeit zu begegnen, in einer Zeit," fuhr sie seufzend fort, „in der man leider nach allen Richtungen so traurige Erfahrungen macht. Immer ist es mir eine Herzensfreude, Sie zu sehen, mein lieber Windthorst, — Ihr unzerstörbarer Humor, den Sie unter allen Verhältnissen sich zu erhalten wissen, frischt mich immer wieder von Neuem auf und gibt mir auf Augenblicke wenigstens die Heiterkeit wieder."

„Ich lasse meinen Humor nicht so leicht zerstören," erwiederte Windthorst, — „er ist für mich nicht nur ein Trostmittel, sondern auch eine kräftige Waffe, und ich versichere Eure Majestät, daß meine Gegner über

meinen Humor nicht lachen werden," fügte er hinzu, indem seine breiten Lippen sich aufeinander preßten und seine kleinen Augen in schnellem Blitz aufleuchteten.

„Ich will nicht länger stören," sagte die Königin, „ich bin jetzt ganz ruhig und glücklich, da ich Sie hier weiß. Ihr feiner Geist wird dem Könige helfen, die rechten Wege zu finden, um die Verlegenheiten zu überwinden, in welche böse und falsche Menschen ihn gestürzt haben, Menschen, welche nicht müde werden konnten," fügte sie mit scharfer Betonung hinzu, „Zweifel an der Gesinnung der wirklich treuen und ergebenen Diener zu erregen."

Der König hatte schweigend und ernst zugehört, anscheinend mit seinen Gedanken beschäftigt. Er küßte seiner Gemahlin die Hand. Graf Platen eilte zur Thür, um dieselbe zu öffnen. Mit leichtem Gruß verließ die Königin das Zimmer.

Der Geheime Kabinetsrath hatte einen Sessel für den Minister Windthorst herangeschoben und der König begann nach einem augenblicklichen Schweigen:

„Sie wissen, mein lieber Minister, wegen welcher traurigen und verworrenen Sache ich Sie gebeten habe hierher zu kommen, um mir Ihren so oft schon bewährten Rath zu geben. Sie haben in Hietzing den Kronprinzen und den Finanzassessor Kniep gesprochen?"

„Ich bin genau informirt, Majestät," erwiederte der Minister Windthorst, „über die ganze traurige und verhängnißvolle Angelegenheit. Ich habe auch den Grafen Bebel gesprochen," fügte er hinzu, „er hat mein tiefstes Mitgefühl erregt," sagte er, indem seine Stimme einen Ausdruck persönlicher Theilnahme annahm, „er ist vollständig gebrochen durch das schmerzliche Schicksal, das ihn in seinem Hause betroffen, und durch den für Eure Majestät so verhängnißvollen Ausgang des Unternehmens, an welchem er so unmittelbar betheiligt war."

„Und was glauben Sie," rief der König, „was in der Angelegenheit der Wiener Bank geschehen muß? Halten Sie es für möglich, daß dieselbe weiter bestehen könne, und daß der Schaden wieder gut gemacht werde?"

„Ob die Wiener Bank," erwiederte der Minister Windthorst, „weiter bestehen könne oder nicht, ist eine finanzielle Frage, über die ich für jetzt wenigstens mich jedes Urtheils enthalten möchte, die mir auch, wie ich aufrichtig sagen muß, völlig gleichgültig ist. Daß Eure Majestät aber sich so schnell und so vollständig als möglich aus dieser ganzen Angelegenheit herausziehen müssen, halte ich für eine absolute Nothwendigkeit, und je schneller Eure Majestät dieß thun, um so geringer wird auch nach meiner Ueberzeugung der Schaden sein, welcher

Allerhöchstdieselben dabei trifft, — denn ganz ohne einen solchen, glaube ich, werden Eure Majestät nicht davon kommen."

„Ich will Alles thun, um zu verhüten," rief der König lebhaft, „daß die Aktionäre nicht zu sehr geschädigt werden, die ja zum großen Theil im Vertrauen auf meinen Namen sich der Sache angeschlossen haben."

„Ich habe," sagte der Minister Windthorst, „alle Vorschläge, welche vom Finanzassessor Kniep zur Abwickelung der Sache gemacht worden sind, sowohl in finanzieller wie in juristischer Beziehung nur vollständig billigen können. Ich habe meine Randbemerkungen dazu gemacht und werde demnächst Eure Majestät bitten, sobald die Aktenstücke vollständig beisammen sind, dieselben eingehend und im Zusammenhang vortragen zu dürfen.

„Was nun gewisse persönliche Beziehungen betrifft," fuhr er fort, indem er über seine Brille hin einen scharfen Blick nach dem Grafen Platen hinwarf, „so bin ich der Meinung, daß dieselben völlig der Vergessenheit anheimgegeben werden müssen, und daß die betreffenden Papiere, Quittungen und so weiter den in Frage kommenden Personen wieder zurückgestellt werden sollen."

„Ganz meine Meinung," rief der König, „je schneller diese ganze Angelegenheit vollständig begraben wird, um so wohler wird mir sein. Wollen Sie dafür sorgen, Graf Platen, daß in dem von dem Minister Windthorst bezeichneten Sinne die mit der Bank zusammenhängenden persönlichen Angelegenheiten erledigt werden?"

„Zu Befehl, Majestät," sagte Graf Platen, sich verneigend, „man könnte aber doch vielleicht —"

„Nein, nein," rief der König, mit der Hand abwehrend, „ich will die ganze Sache nach allen Richtungen hin definitiv und ohne Bedingungen abschließen —"

„Und dadurch werden Eure Majestät mehr Dank und mehr Nutzen haben," fiel der Minister Windthorst ein, „als durch jedes andere Verfahren."

„Sie haben den Grafen Wedel gesehen?" fragte der König.

„Zu Befehl, Majestät," erwiederte Windthorst, „er war sehr niedergedrückt durch all' das Unglück, das über ihn hereinbricht, und hat in der That mein aufrichtiges Mitgefühl erregt."

Graf Platen blickte ein wenig befremdet und mit leichter Unruhe zu dem Minister Windthorst hinüber.

„Ja, ja," rief der König lebhaft, „er ist hart

getroffen, und ich möchte gern Alles thun, um seine Lage zu erleichtern. Er hat den Wunsch ausgesprochen, daß ein Ehrengericht sein Verhalten bei der Wiener Bank prüfen und darüber urtheilen solle. Und ich glaube auch, daß dieß der Weg ist, auf dem man am besten zu einem gerechten und allerseits befriedigenden Abschluß der ganzen Angelegenheit kommen kann. Nur wird die Bildung eines solchen Ehrengerichts, da meine Armee aufgelöst ist, ihre großen Schwierigkeiten haben."

„Das glaube ich nicht, Majestät," sagte der Minister Windthorst, „es werden sich genug Personen finden, welche auf Eurer Majestät Befehl zu einem Ehrengericht zusammentreten, und auch von preußischer Seite wird man denselben daraus keinen Vorwurf machen können, da ja ein Ehrengericht eine ganz private Sache ist und sein Urtheil eben nur eine moralische Wirkung haben soll und haben kann. Ich glaube, daß die Sache sich ohne große Schwierigkeiten formuliren lassen wird."

„Das wäre ja vortrefflich," rief der König lebhaft, „wollen Sie, mein lieber Minister, mir das Statut eines zu bildenden Ehrengerichts entwerfen, damit ich auch diese Sache zum Abschluß bringen kann."

„Ich habe bereits darüber nachgedacht, Majestät," erwiederte der Minister Windthorst, „und werde mich sogleich an die Arbeit machen, denn auch ich wünsche

dringend," fügte er mit einem eigenthümlichen Ton der Stimme hinzu, „daß dem Grafen Wedel volle Gerechtigkeit widerfahre."

Ein leises, fast unmerkliches Lächeln spielte um die Lippen des Grafen Platen.

„Doch nun, mein lieber Minister," rief der König, „sollen Sie sich zunächst von Ihrer Reise erholen. Für Ihr Quartier werde ich sorgen lassen, Sie bleiben ja einige Tage hier und wir werden alle diese Sachen genau durchsprechen. Ruhen Sie sich ein wenig aus, ich sehe Sie zu Tische wieder und will meinerseits vorher noch einen Spaziergang machen, denn die frische Luft ist mein Lebenselement, und ich bin heute den ganzen Morgen in meinem Zimmer gewesen."

Er erhob sich und reichte dem Minister Windthorst die Hand; dieser zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück.

„Dürfte ich Eurer Majestät Gehör noch auf einen kurzen Augenblick in Anspruch nehmen?" sagte Graf Platen, zu dem Könige herantretend, der bereits die Glocke ergriffen hatte, um nach dem Kammerdiener zu klingeln.

„Nun," sagte Georg V., ein wenig erstaunt den Kopf wendend, „was haben Sie noch? Ist es eilig?"

„Es ist eine etwas unangenehme und peinliche

Sache, und darum vielleicht doppelt eilig," erwiederte Graf Platen.

„Sprechen Sie," sagte Georg V., indem er sich seufzend wieder auf das Sopha setzte, während der Geheime Kabinetsrath vor seinem Stuhl stehen blieb und leise fröstelnd den Rockkragen in die Höhe schlug.

„Ich habe ein Schreiben erhalten," sagte Graf Platen, „in welchem mir mitgetheilt wird, daß der Staatsrath Klindworth sich im Besitz eines Memoires befinde, welches Eurer Majestät Unterschrift trägt und welches über die Wiedervereinigung der ehemals welfischen Besitzungen handelt. Die Veröffentlichung dieses Memoires würde, wie man mir sagt, nach allen Seiten hin höchst peinliche Folgen haben, und es wird mir die Auslieferung desselben gegen eine Zahlung von zehntausend Gulden offerirt"

„Von Klindworth?" fragte der König rasch.

„Nein, Majestät," erwiederte Graf Platen, — „in solchem Fall pflegt man nicht den geraden und direkten Weg zu gehen, — von —"

Er näherte sich leise dem Ohr des Königs und flüsterte mit gedämpfter Stimme einen Namen.

„Eure Majestät wissen," fuhr er dann fort, „daß ich allen Beziehungen, welche Allerhöchstdieselben mit dem Staatsrath Klindworth gehabt haben, völlig fern-

geblieben bin, und ich möchte Eure Majestät deßhalb fragen, ob der Staatsrath sich wirklich im Besitz eines Schriftstücks befinden könne, dessen Bekanntwerden unangenehme Folgen nach sich ziehen und nach irgend einer Richtung kompromittirend sein möchte. Sollte dieß der Fall sein, so würde ich allerdings dafür stimmen, dasselbe zurückzukaufen, wobei sich ja dann vielleicht noch eine Ermäßigung des Preises würde erreichen lassen."

Der König rieb sich mit einer gewissen Verlegenheit die Hände.

„Ich habe," sagte er dann, „dem Staatsrath Klindworth, dessen Geist und Erfahrungen mich lebhaft interessirten, meine Meinung über viele Dinge und auch über die so eigenthümlich mit der Geschichte Deutschlands verwebten Schicksale des Welfenhauses entwickelt, und vertraulich ausgesprochene Ansichten eignen sich gewiß niemals für eine öffentliche Kritik. Der Kabinetsrath," fuhr er, sich zu dem Doktor Lex wendend, fort „wird sich erinnern, ob etwa Kompromittirendes in jenen Notizen enthalten sein kann, welche der Staatsrath in Händen hat."

„Bei einer Veröffentlichung vertraulich ausgesprochener Meinungen," erwiederte der Geheime Kabinetsrath, „kann eine übelwollende Kritik stets kompromittirende Folgen haben, und ich glaube, daß es allerdings wün-

schenswerth wäre, jenes Schriftstück wieder zu erlangen, wenn die Besorgniß entstehen sollte, daß von demselben ein indiskreter Gebrauch gemacht werden könnte."

„Das möchte wohl mit Sicherheit zu besorgen sein," sagte Graf Platen achselzuckend. „Es scheint mir also wohl nothwendig," fuhr er fort, „daß ich auf die angebotenen Unterhandlungen eingehe und mit möglichst geringen Opfern versuche, die angedrohte Chantage zu verhindern."

„Thun Sie das, lieber Graf," sagte der König, indem er abermals aufstand, und als wolle er den unangenehmen Gegenstand schnell beseitigen, fuhr er mit der Hand über den Tisch und bewegte lebhaft die goldene Glocke, welche auf einem schön ciselirten Teller vor ihm stand.

„Ich lasse den Major von Adelebsen bitten," sagte er zu dem Kammerdiener, „ich will einen Spaziergang machen."

Während Graf Platen seine Papiere ordnete und der König die Handschuhe anzog, die der Kammerdiener ihm mit seinem Hut gereicht hatte, trat Herr von Adelebsen in das Zimmer.

Er hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und sagte, indem er zu dem Könige herantrat, um ihm den Arm zu reichen:

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Eurer Majestät eine traurige Nachricht mittheile, welche in den soeben angekommenen Zeitungen sich befindet."

„Ich bin die unangenehmen Nachrichten seit lange gewöhnt," sagte der König mit wehmüthigem Lächeln. „Sprechen Sie. Schon Napoleon I. sagte, daß die unangenehmen Nachrichten die eiligsten sind."

„Graf Wratislaw, Majestät," sagte Herr von Adelebsen mit trüber Stimme, „hat sich selbst getödtet, man hat ihn erstochen in seinem Bett gefunden."

Der König zuckte zusammen, tiefe Bläße bedeckte sein Gesicht.

„Und weßhalb?" fragte er nach einigen Augenblicken leise und zögernd.

„Die Katastrophe der Wiener Bank," sagte Herr von Adelebsen, „hat seine ohnehin ungeordneten Vermögensverhältnisse vollkommen zerrüttet, er hat keine Hülfe mehr finden können und ist in finsterer Verzweiflung zu diesem entsetzlichen, äußersten Entschluß gekommen."

„Also auch Blut hat fließen sollen?" sagte der König in dumpfem Ton, indem sein edles Gesicht in tiefem Schmerz zitterte, — „das ist der Fluch des Mammons, der Fluch dieses elenden Goldes, das die Menschen lockt und anzieht, um sie in den Abgrund des

Verderbens zu stürzen. Gott sei dieser armen Seele gnädig, die ungerufen vor seinen Richterstuhl tritt," fügte er mit tief aus der Brust hervortönender Stimme hinzu, „und verzeihe mir die Schuld an dem vielen Jammer, die ich ohne Wissen und Willen auf mich geladen habe. —

„Auf Wiedersehen, Graf Platen," sagte er, indem er seinen Hut aufsetzte und seinen Arm in den des Major von Adelebsen legte. „Ich muß hinaus in die frische Natur, die ewig rein und schön, von aller Qual und allem Elend der Menschen unberührt bleibt."

Und er schritt hinaus durch das Vorzimmer unter die herbstlichen Bäume des Parkes hin, indem er mit weitgespannter Brust in tiefen Zügen die reine Bergluft einathmete.

Elftes Kapitel.

Der Graf Wedel saß einige Tage darauf in seinem Zimmer im Hotel de l'Europe an der Ecke der Asperngasse zu Wien mit seiner Gemahlin beim Frühstück.

Die Gräfin, eine schlanke junge Dame von feinen, geistvollen Gesichtszügen, mit dunklen, unter scharfen und schöngeschwungenen Brauen hervorblickenden Augen, lag, in einen weiten Morgenrock gehüllt, auf dem Sopha, an welchem der elegant servirte Frühstückstisch stand. Ihr bleiches Gesicht trug die Spuren schwer überstandener Krankheit: körperliches Leiden und der Kummer über den Verlust ihrer Kinder hatten schmerzvolle Linien um ihren Mund gezogen, aber ihre Augen blickten glänzend und voll Muth und Entschlossenheit zu ihrem Gemahl hinüber, der ihr gegenüber saß und mehrmals schon die Tasse mit dem duftenden Thee erhoben hatte, ohne sie an die Lippen zu bringen.

Die hohe, kräftige Gestalt des Grafen schien ge-

brochen, düſter blickte er vor ſich nieder, eine faſt gleichgültige, ſchmerzliche Reſignation lag auf ſeinen gramvollen Zügen.

„Laß Dich nicht niederdrücken, laß den Muth nicht ſinken,“ ſagte die Gräfin mit einer durch ihre Krankheit etwas matten, aber doch feſten und energiſchen Stimme. „Die Hand des Schickſals hat uns ſchwer getroffen, wir haben die Freude unſeres Lebens, unſere Kinder, verloren, aber Du haſt alle Klarheit Deines Geiſtes, alle Feſtigkeit Deines Willens nöthig, um den Kampf für Deinen Namen und Deine Ehre durchzuführen. Du darfſt in dieſem Augenblick nicht an unſeren perſönlichen Schmerz denken, Gott hat ihn uns auferlegt, Gott wird uns Troſt ſenden, aber in dem Kampf gegen die Feinde, die Deine Ehre angreifen, kann Niemand Dir helfen als Du ſelbſt. Darum ſei feſt und muthig, Du wirſt und mußt ſiegen, denn das Recht iſt auf Deiner Seite, — ich werde nicht müde werden, Dir Troſt und Muth einzuſprechen.“

Sie reichte, ſich etwas aufrichtend, ihre zarte, krankhaft durchſichtige Hand dem Grafen über den Tiſch hin, die derſelbe mit inniger Zärtlichkeit an die Lippen führte.

„Du haſt Recht,“ ſagte er, „ich darf mich nicht beugen laſſen, ich muß alle meine Kraft zuſammen-

nehmen, um diesen Kampf durchzuführen. Aber," fuhr er fort, indem er aufstand und mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder ging, „es gehört wahrlich eine fast übermenschliche Anstrengung dazu, um nach so schweren Erschütterungen unter diesen neuen Schlägen nicht zusammenzubrechen. Was ist in diesen wenigen Jahren aus uns geworden?" rief er, an das Fenster tretend und mit starren Blicken in das lebhafte Menschentreiben auf der Jägerzeile hinausblickend. „Wir lebten glücklich in unserer Heimat, in unserem Hause, und nun verbannt, vernichtet, in den Staub getreten von Denen, von denen ich doch wenigstens Rücksicht und Theilnahme zu erwarten berechtigt gewesen wäre. O, wäre ich daheim geblieben, wie so viele Andere, hätte ich mich schweigend gebeugt unter die neuen Verhältnisse!"

„Kannst Du bereuen," fragte die Gräfin mit leicht vorwurfsvollem Ton, „gethan zu haben, was die Pflicht der Dankbarbeit, was Deine Ehre von Dir forderte? Kannst Du bereuen, dem Könige, dem Du im Glück so nahe standest, in die Verbannung gefolgt zu sein?"

„Ja," rief der Graf mit lauter Stimme, indem die starken Züge seines schönen Gesichts in mächtiger Erregung zitterten, „ja ich bereue es, — denn wohin hat es mich geführt? Ich habe gehandelt," fuhr er mit

bitterem Ton fort, „wie meine Ehre mir zu handeln gebot. Wohin ist meine Ehre vor der Welt gekommen? Ich habe gethan, wozu die Dankbarkeit mich verpflichtete, ich habe meine Heimat, mein Glück geopfert, — und welchen Dank gibt man mir dafür? — Doch das wollte ich verschmerzen, denn ich habe nicht Lohn und Anerkennung gesucht, aber daß man es wagt, meine Ehre und meinen guten Namen anzutasten, das ist zu viel, das bricht meine Kraft, das wirft mich nieder."

Er trat an den Tisch, seiner Gemahlin gegenüber, und indem seine Blicke starr und schmerzvoll auf ihrer zarten Gestalt ruhten, fuhr er mit dumpfem Ton fort:

„Wohin hat es mich geführt, daß ich der Stimme der Ehre allein Gehör gab gegen alle Rücksicht auf meine persönlichen Interessen, gegen den Rath vieler Freunde? Ich bin meinem Könige in's Unglück gefolgt, dafür bin ich von den preußischen Gerichten zu zehnjährigem Zuchthaus verurtheilt, und soweit die preußische Macht reicht, bin ich geächtet unter der Last einer entehrenden Strafe, und nun sendet der König, dem ich Alles geopfert, mir meinen Abschied auf Grund einer Untersuchung, die ein früherer Subalternbeamter und ein junger Professor geführt haben, — man gibt mich damit jeder Verdächtigung, jeder Verleumdung preis, und während ich auf preußischem Gebiet wenigstens von

einem ordentlichen Gerichtshof verurtheilt bin, gegen dessen Spruch ich noch rekurriren kann, wenn ich mich persönlich stelle, so bin ich durch dieß Verfahren in den Augen der übrigen Welt moralisch verurtheilt, ohne ein Mittel der Rechtfertigung, ohne eine Appellation."

Er setzte sich wieder auf seinen Stuhl nieder und stützte den Kopf in die Hände.

„Und wäre es besser," fragte die Gräfin mit sanftem Ton, „wenn das Alles nicht geschehen wäre, wenn Du den inneren Vorwurf in Dir tragen müßtest, die Pflicht versäumt zu haben, welche ein treuer Diener seinem Herrn, welche ein wahrer Edelmann seinem Könige schuldig ist? Glaube mir, mein theurer Freund," sagte sie mit strahlendem Blick, „so lange Du das Bewußtsein in Dir trägst, recht gehandelt zu haben, kannst Du stolz und frei Dein Haupt erheben. Der wahre Werth eines Mannes wird nicht durch das Urtheil der Welt bestimmt, nur in seiner eigenen Brust finden seine Thaten ihren Richter, und besser ist es bei Gott, von der ganzen Welt verkannt und verleumdet zu sein, als vor sich selbst erröthen zu müssen."

Der Graf stand auf, trat zu seiner Gemahlin hin und faßte ihre beiden Hände in die seinigen.

„Ich danke Dir," sagte er mit tiefbewegter Stimme, „Du gibst mir den Muth und den Glauben an mich

ſelbſt wieder. Und ich danke Gott," fügte er mit tiefem Gefühl hinzu, indem er die Hände der Gräfin an ſeine Lippen führte, „daß er Dich mir gegeben, denn allein würde ich der ſchweren Laſt erliegen, welche dieſe Zeit auf mich wälzt."

Er ſtand einige Augenblicke ſchweigend vor der Gräfin, welche mit glücklichem Lächeln leuchtenden Blickes zu ihm hinüberſah.

„Noch iſt ja nicht Alles verloren," ſagte ſie dann, „der König hat ja das von Dir beantragte Ehrengericht genehmigt, — wenn daſſelbe zuſammentritt, ſo wird ſein Spruch Dich vor jeder Verdächtigung und Verleumdung ſchützen, und wenn Du aus der Verbannung zurückkehren willſt in die Heimat, ſo bin ich überzeugt, daß auch das preußiſche Gericht bei einer Wiederaufnahme Deines Prozeſſes den harten Spruch aufheben wird, der über Dich in Deiner Abweſenheit gefällt worden iſt. Laß uns alſo Muth und Gottvertrauen haben; ſo lange wir zuſammenſtehen und aneinander glauben, läßt ſich auch das Schwerſte ertragen."

Ein Kellner des Hotels trat ein.

„Es ſind zwei Herren da, welche den Herrn Grafen zu ſprechen wünſchen," ſagte er.

Erſtaunt blickte Graf Wedel auf. Er hatte ſich

in dieſer Zeit von aller Welt iſolirt und ſchien nicht begreifen zu können, wer ihn, den vom Unglück ſo ſchwer Getroffenen, jetzt aufſuchen könnte.

„Laſſen Sie die Herren eintreten," ſprach er.

Der Kellner öffnete die Thür und der Bankier Leo Herzel, ein Mann von feinen, intelligenten und ſcharfen Zügen, trat in das Zimmer. Ihm folgte der Rechtsanwalt Doktor Mauthner.

Beide verneigten ſich tief vor der Gräfin, welche ſich ein wenig aufrichtete, um ihren Gruß zu erwiedern, und drückten dann dem Grafen herzlich die Hand.

„Wir kommen," ſagte der Bankier Herzel, „im Auftrage des Verwaltungsraths der Wiener Bank, um Ihnen, Herr Graf, die aufrichtige Theilnahme deſſelben an dem ſchmerzlichen Unglück auszuſprechen, welches Sie durch den Verluſt Ihrer Kinder betroffen. Wir ſind glücklich," fügte er hinzu, „daß wir die Ehre haben, die Frau Gräfin hier zu finden, um auch ihr unſere aufrichtigſte und innigſte Theilnahme ausdrücken zu können."

Die Gräfin neigte dankend den Kopf und warf ihrem Gemahl einen Blick zu, welcher ihre ganze Freude über die kundgegebene Theilnahme ausdrückte.

Graf Wedel rollte zwei Seſſel für die Herren heran. Dieſelben ſetzten ſich neben den Tiſch und Doktor Mauthner fuhr fort:

„Wir wollten Sie zugleich bitten, Herr Graf, daß Sie zur Bank kommen möchten und sich an unseren Geschäften betheiligen. Dieß wird das beste Mittel sein, um Sie von Ihrem Schmerz abzuziehen, Thätigkeit und Arbeit stärken die Seele und bewahren sie vor dem Versinken in Trauer und Schwermuth."

„Sie wissen, meine Herren," erwiederte Graf Wedel, „daß ich mich an der Bank nur im Auftrage und Vertretung des Königs von Hannover betheiligt habe. Ich habe nach den letzten traurigen Ereignissen meinen Dienst beim Könige aufgegeben und bin daher nicht mehr in der Lage, die von ihm mir übertragenen Funktionen eines Verwaltungsraths auszuüben. Ich denke mich vollständig von den Geschäften und von der Welt zurückzuziehen," fügte er seufzend hinzu. „Doch," sagte er dann, „bin ich ein wenig erstaunt über Ihre gütige Aufforderung, mich weiter an den Geschäften der Wiener Bank zu betheiligen. Besteht denn die Bank noch, oder vielmehr, wird sie weiter bestehen? Ich glaubte, daß die über dieselbe hereingebrochene Katastrophe ihr ein Ende machen würde und daß es sich nur noch um die Form der Abwickelung der Geschäfte handle."

„Wir haben die Hoffnung," erwiederte Herr Herzel, „die Existenz der Bank zu sichern, oder dieselbe wenigstens

zu einer für alle Theile befriedigenden Liquidation zu führen. Und auch über diese Geschäfte wollten wir mit Ihnen sprechen, Herr Graf," fügte er mit einem Seitenblick auf die Gräfin hinzu.

„Wenn ich die Herren störe —" sagte diese, indem sie einen Versuch machte sich zu erheben.

„Nicht doch," rief der Graf, „ich habe vor meiner Frau keine Geheimnisse. Meine Herren, sprechen Sie offen, was haben Sie mir zu sagen?"

„Wir stehen in Unterhandlung mit dem Könige," sagte Doktor Mauthner, sich gegen die Gräfin verneigend, „er hat sich geneigt erklärt, zehntausend Stück Aktien von den zwanzigtausend, welche wir auf Ihren Protest hin freigegeben haben, uns zur Disposition zu stellen."

„Und damit läßt sich Alles ausgleichen?" fragte Graf Wedel.

„Ich fürchte, nicht," erwiederte Herr Herzel. „Wir werden vielmehr, wie ich besorge, noch eine größere Summe vom Könige verlangen müssen, bevor wir den Vergleich mit ihm abschließen. Außer der Verlegenheit, in welche uns die Zurückziehung Ihres persönlichen Guthabens, Herr Graf, setzt, haben wir noch einen bedeutenden Ausfall dadurch zu erleiden, daß der Zahnarzt Faber sich entschieden weigert das Defizit zu zahlen,

welches ihm nach den von ihm gemachten Geschäften der Bank gegenüber zur Last fällt, — ein Defizit, das sich etwa auf siebenmalhunderttausend Gulden beläuft. Wir tragen nach unseren Verhandlungen mit dem Könige und nach dessen uns kundgegebenen Intentionen Bedenken, diese Forderung gegen Herrn Faber mit den äußersten Mitteln geltend zu machen."

„Um Gottes willen," rief Graf Wedel rasch, indem er die Hand ausstreckte, „nein, nein, das geht nicht, das darf nicht geschehen, — lieber alles Andere, — Sie wissen nicht —"

„Wir wissen genug," sagte Doktor Mauthner mit ruhiger Stimme, „um in dieser ganzen Sache mit der äußersten Rücksicht vorzugehen. Indessen auf irgend eine Weise müssen die Verlegenheiten beseitigt werden, und mit den zehntausend Aktien, welche der König uns zur Disposition stellt, wird das nicht in genügender Weise geschehen können. Indessen," fuhr er fort, „wissen wir auch sehr wohl, daß der König der Bank helfen muß, daß er es nicht zum Einschreiten der Gerichte kommen lassen darf. Denn," fügte er hinzu, „im äußersten Falle haben wir genügendes Material in Händen, um, so leid es uns thun würde, eine sehr entschieden zwingende Pression auszuüben."

Graf Wedel blickte einen Augenblick sinnend vor

sich nieder, dann schlug er den Blick zu seiner Gemahlin auf, welche demselben entgegenkam, und glänzenden Auges, als habe sie den Gedanken ihres Mannes verstanden, leicht den Kopf neigte.

„Und glauben Sie," fragte der Graf, „daß die Bank sich halten oder daß wenigstens ein Eklat vermieden werden kann, wenn ich den Protest wegen meines persönlichen Guthabens fallen lasse?"

„Wir würden dann," erwiederte der Bankier Herzel, „den Ausfall der Faber'schen Forderung leichter ertragen können und uns dem Könige gegenüber mit den zehntausend Aktien, die er zur Disposition gestellt hat, zu begnügen in der Lage sein."

„Nun wohl," sagte Graf Wedel schnell, „so lasse ich denn meinen Protest fallen. Ich kann unter keiner Bedingung zugeben, daß der König noch irgendwelche Verluste in dieser Sache habe. Ich will nicht, daß die Welt sagen könne, der König habe Opfer gebracht, während ich mir Vortheile vorbehalte. Ich erkläre mich mit Freuden bereit, alle meine Forderungen an die Wiener Bank fallen zu lassen und meine bei der Bank deponirten Kapitalien zum Besten des Instituts zu verwenden, wenn die Herren mir im Namen des Verwaltungsraths versprechen wollen, keine Ansprüche irgendwelcher Art an den König mehr zu machen. Es ist

meine Pflicht, den König vor jedem Verlust zu schützen und zugleich meiner Verantwortung den Aktionären gegenüber, denen mein Name im Verwaltungsrath eine Garantie bieten sollte, im weitesten Sinne nachzukommen. Ich bitte Sie, meine Herren, diese meine Erklärung als bestimmt und gültig anzunehmen. Haben Sie die Güte, dieselbe in rechtsverbindlicher Form aufzusetzen, ich werde sie sofort vollziehen. Dieselbe muß aber an die ausdrückliche und bestimmte Bedingung geknüpft sein, daß die Bank vom Könige nichts mehr zu fordern sich verpflichtet."

„Doktor Mauthner wird die Erklärung sogleich aufsetzen und Ihnen zusenden," sagte Bankier Herzel, indem er aufstand und dem Grafen die Hand reichte. „Erlauben Sie mir, Herr Graf," fuhr er mit bewegter Stimme fort, „Ihnen meine aufrichtigste Anerkennung Ihrer so noblen Handlungsweise auszusprechen. Was Sie soeben gethan haben, ist nicht geschäftsmäßig, aber obgleich ich ein reiner Geschäftsmann bin, so habe ich doch Verständniß für die hochherzige Handlungsweise eines Kavaliers wie Sie, und ich muß Ihnen sagen, daß ich in meiner ganzen finanziellen Erfahrung noch nie einer ähnlichen Handlung begegnet bin. Der König von Hannover ist wahrhaft glücklich zu preisen, daß er solche Diener hat wie Sie, die ihm in die Ver-

bannung gefolgt sind. Viele Herrscher auf dem Thron können sich solcher Hingebung und Aufopferung nicht rühmen."

Graf Wedel seufzte tief und schmerzlich.

„Ich hätte besser der ganzen Finanzwelt fernbleiben sollen; da ich mich aber einmal in diese Sache gemischt habe und in diese Katastrophe gerathen bin, muß ich mich auch aus derselben so herausziehen, daß mein Gewissen mir das Zeugniß gibt, der Pflicht und Ehre gemäß gehandelt zu haben."

Die Gräfin blickte mit dem Ausdruck freudiger Zustimmung zu ihrem Gemahl hinüber.

Die beiden Herren wechselten noch einige Worte und empfahlen sich dann.

„Wie glücklich trifft es sich," sagte die Gräfin, als sie das Zimmer verlassen, „daß diese Gelegenheit sich bietet, um Deine Ehrenpflicht dem Könige und den Aktionären gegenüber so voll und ganz zu erfüllen, daß auch nicht der leiseste Vorwurf Dich treffen kann! Jetzt muß wenigstens Jedermann sehen, daß keine eigennützigen Motive Dich geleitet haben. Und wenn Du wirklich in der Form etwas versäumt haben solltest, wenn das Ehrengericht zusammentritt, wird Dein Name von jedem Makel, von jedem Schatten eines Verdachts gereinigt dastehen."

Graf Wedel ging in finstern Gedanken auf und nieder.

„Und wenn man nun," sagte er, vor seiner Gemahlin stehen bleibend, „wenn man nun in Hietzing vielleicht gerade diesen meinen Verzicht so zu deuten versuchte, als habe ich durch denselben meine Verschuldung wieder gut machen wollen, als hätte ich etwas abzubüßen?" —

„Welcher Gedanke!" rief die Gräfin, „Du siehst zu schwarz! Wenn es Menschen gäbe, die niedrig genug dächten, eine solche Insinuation zu versuchen, glaubst Du, daß der König derselben zugänglich sein könnte?"

Graf Wedel schwieg.

„Früher hätte ich Nein geantwortet," sagte er dann, „die letzte Zeit hat meine Gedanken und Anschauungen verwirrt. Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll, ich weiß nicht, ob Briefe und Darstellungen an den König richtig gelangen. Er scheint mir wie mit einer chinesischen Mauer umgeben und Niemand kann zu ihm herandringen. Der arme Herr — wenn es so fort geht, wird er bald allein dastehen, von Allen getrennt, die ihn geliebt und ihm gefolgt sind."

Ein Schlag gegen die Thür ertönte. Einer der jungen hannöverischen Emigranten, welche den Ordon-

nanzdienst in Hietzing versahen, trat ein und überbrachte dem Grafen ein großes versiegeltes Schreiben.

„Ein Brief aus Gmunden," sprach er, „der soeben angekommen und sogleich dem Herrn Grafen überbracht werden soll."

Und mit kurzem militärischem Gruß entfernte sich der Soldat wieder.

Fast zitternd hielt Graf Wedel das Schreiben in seiner Hand. Dann öffnete er langsam das Siegel und durchflog den kurzen Brief, der eine größere Anlage hatte.

„Der Geheime Kabinetsrath theilt mir mit," sagte er, nachdem er den Inhalt des Schreibens durchflogen, „daß der König das von mir beantragte Ehrengericht genehmige, und sendet mir das von Seiner Majestät festgestellte Statut über die Zusammensetzung desselben."

Er reichte der Gräfin das Schreiben, während er selbst die Anlage entfaltete und neben dem Tisch sich niedersetzend aufmerksam deren Inhalt durchlas.

„Siehst Du," sagte die Gräfin, „daß mein Vertrauen gerechtfertigt war? Der König bietet Dir bereitwilligst den Ausweg, um Deine Ehre von jedem Vorwurf zu reinigen — es konnte ja nicht anders sein."

Forschend und erwartungsvoll blickte sie auf ihren

Gemahl, welcher in die Lektüre des Schriftstückes vertieft war.

Immer finsterer zogen sich seine Augenbrauen zusammen, sein Gesicht wurde bleich, seine Lippen bebten, in raschen Zügen stieß er den Athem aus seiner schwer arbeitenden Brust, mehrmals fuhr er mit der Hand über die Stirn und blickte starr auf das Papier in seiner Hand, als traue er seinen Augen nicht.

„Nun," fragte die Gräfin unruhig und besorgt, „was hast Du, was bewegt Dich? Es ist ja doch der beste, ja vielleicht der einzige und von Dir selbst vorgeschlagene Ausweg, um Alles in's Gleiche zu bringen."

Der Graf warf das Papier heftig auf den Frühstückstisch.

„Das ist eine Komödie," rief er, „eine unwürdige Komödie, welche ersonnen ist, um den Mord meiner Ehre zu sanktioniren!"

„Mein Gott," rief die Gräfin erschrocken, „wie ist das möglich? Du täuschest Dich."

„Ich täusche mich?" rief der Graf mit bitterem Hohn, — „nun, ich werde dieß Statut Mauthner vorlegen — ich bin selbst nicht Jurist, — er wird das besser erkennen — Du wirst sehen, was er sagt."

Traurig blickte die Gräfin vor sich nieder, indem sie ihre zarten weißen Hände faltete.

„Und wenn Deine Besorgniß gerechtfertigt ist, — wenn das Vertrauen, das mich bis zu diesem Augenblicke erfüllte, getäuscht ist, — was denkst Du zu thun?“ fragte sie.

„Was ich zu thun denke?“ rief der Graf heftig, „nach Hannover will ich zurückkehren, ich will mich den preußischen Gerichten stellen und meinen Hochverrathsprozeß wieder aufnehmen lassen. Ich will bei den Feinden die Gerechtigkeit suchen, die ich bei dem Könige nicht finden kann, mit dem ich Verbannung und Unglück getheilt. Aber meinen Protest,“ rief er dann in heftiger Aufwallung, „will ich nicht zurücknehmen. Ich will diesem Hohn gegenüber, mit dem man mich behandelt, keine Opfer bringen. Ich will —“

„Halt, mein Freund,“ sagte die Gräfin, „Deine Erbitterung reißt Dich hin. Sie ist gerecht, sie ist natürlich, aber sie darf Deine Handlungen nicht bestimmen, und sie wird es nicht, sobald Du ruhig darüber nachdenkst. Daß Du nach Hannover zurückkehren willst, um Dich den preußischen Gerichten zu stellen, ist recht. Niemand kann es Dir verdenken, nach dem, was vorgefallen ist. Ich bin überzeugt, daß man Dir, wenn Du zurückkehrst, freundlich entgegenkommt und kein

hartes Urtheil über Dich sprechen wird, und wir werden die alte Heimat, die Ruhe und den Frieden wiedergewinnen, — aber Deinen Verzicht zurücknehmen, — das wirst Du nicht, — das kannst Du nicht wollen."

„Und warum nicht?" rief er, „was bin ich dem Könige schuldig, der mich so behandelt, der mir höhnisch einen Stein statt des Brodes reicht, der meine Ehre vernichten will, nachdem ich ihm meine Lebensstellung und mein Vaterland geopfert?"

„Frage nicht, was Du dem Könige schuldig bist," sagte die Gräfin sanft, „frage nur, was Du Dir selber schuldig bist. Dir aber bist Du schuldig, Deiner würdig zu bleiben, und wenn der König, durch seine Umgebung verblendet, nicht als König handelt, so mußt Du als braver Edelmann handeln, und was für Dich bestimmend war, als Du vorhin mit den Herren sprachst, das muß es auch jetzt noch sein, nachdem der König Dein Recht Dir verweigert. ‚L'honneur pour moi' heißt der alte Spruch, ihm gemäß mußt Du handeln. Und Du wirst es," sagte sie mit zuversichtlichem Ton, indem sie sich mit einiger Mühe aufrichtete und auf den Arm stützte, „Dein feines und richtiges Gefühl für Alles, was groß und gut ist, kann auf einen Augenblick von gerechter Entrüstung verwirrt werden, aber es wird sich stets wieder zurechtfinden."

„Das wird es," rief der Graf, indem ein warmes Licht seine Züge überstrahlte, „das wird es, wenn ich eine solche Führerin zur Seite habe."

Und er eilte zu ihr hin und drückte mit inniger Zärtlichkeit die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, an seine Brust.

Nach einem kurzen Klopfen trat der Doktor Mauthner wieder in das Zimmer.

„Ich bringe die Urkunde, Herr Graf," sagte er, „durch welche Sie die Wiener Bank autorisiren, Ihre bei derselben deponirten Kapitalien zum Besten der Bank zu verwenden, und darf Sie bitten, dieselbe zu unterzeichnen."

„Ist die Bedingung darin aufgenommen," fragte der Graf, „daß man keine Ansprüche irgendwelcher Art mehr an den König erheben will?"

„Deutlich und bestimmt," erwiederte Doktor Mauthner, „wie Sie es verlangt haben."

Er reichte das Schriftstück dem Grafen Wedel.

„Sie wissen," sagte dieser, „daß ich von dem Könige ein Ehrengericht verlangt habe, um über mein Verhalten bei der Bankangelegenheit zu urtheilen, welches den böswilligsten Verdächtigungen ausgesetzt ist, die von Hietzing aus immer neu genährt werden. Man hat mir dieses Ehrengericht gewährt," fuhr er mit kaltem ruhigen Ton

fort, „hier ist das Statut desselben, wollen Sie die Güte haben, es durchzulesen und mir Ihre Meinung darüber zu sagen.“

Er reichte dem Doktor Mauthner das Statut des Ehrengerichts und durchlas dann seinerseits aufmerksam das ihm überbrachte Verzichtsdokument. Dann trat er an einen neben dem Fenster stehenden Schreibtisch, ergriff eine Feder und setzte mit festen kräftigen Zügen seinen Namen unter dasselbe.

Doktor Mauthner hatte das Statut durchflogen.

„Um Gottes willen,“ rief er, „Sie werden sich doch keinem Ehrengericht nach diesem Statut unterwerfen! Sie sind von vornherein verurtheilt, wenn Sie das thun, das ist ja ein wahres Kunstwerk spitzfindig ersonnener Fallen für Sie.

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, mit dem Finger auf einzelne Stellen des Schriftstücks deutend, „man gewährt Ihnen ein Ehrengericht, aber die Personen, welche dasselbe bilden, sollen von Hietzing ernannt werden und sollen nach den ihnen dort vorgelegten Akten urtheilen, ohne daß Ihnen die Möglichkeit einer eingehenden Vertheidigung gelassen wird, ohne daß Sie Ihrerseits das Recht haben, die Vorlegung von Akten und Dokumenten zu verlangen, welche man,“ fügte er höhnisch hinzu, „dort etwa nicht zu produziren für gut finden sollte.

Doch damit nicht genug," fuhr er fort, indem das Papier in seiner vor Aufregung bebenden Hand zitterte, „die Fragen, welche dem Ehrengericht vorgelegt werden sollen, beziehen sich auf keinen bestimmt bezeichneten Thatbestand, auf keine klar ausgesprochenen Anschuldigungen. Das Gericht soll nur ganz allgemein sich darüber erklären, ob Ihr Verhalten den Anforderungen der Ehre Ihres Standes entspreche. In der That sehr klug ausgesonnen," sagte er mit immer steigender Bitterkeit, „damit werden Sie vollkommen dem subjektiven und persönlichen Urtheil der von Hietzing aus gewählten Personen unterworfen. Es wird nicht eine bestimmte Handlung, nicht eine bestimmte Verschuldung festgestellt, über die die Welt ebenfalls zu urtheilen im Stande sein würde, wenn sie thatsächlich erwiesen ist, sondern es wird eben nur eine Beurtheilung ausgesprochen, deren Fundament Niemand kennt.

„Doch es kommt noch besser. Sie sollen sich vorher durch Ehrenwort und Unterschrift verpflichten, gegen Jedermann über Alles, was bei dem Ehrengericht verhandelt wird, zu schweigen. Wenn Sie also freigesprochen würden, und man es in Hietzing nicht für gut fände, dieß bekannt zu machen, so würden Sie Ihrerseits niemals in der Lage sein, ein freisprechendes Urtheil veröffentlichen zu können. Diese geheime Ver-

handlung, dieß geheime Urtheil, das Ihnen auch die Appellation an die Oeffentlichkeit und an den gesunden Menschenverstand abschneidet, ist in der That die Krone des ganzen Machwerks, das in seinem Abgrund von Raffinerie, Tücke und Arglist Alles überbietet, was man je den Schülern des heiligen Ignaz von Loyola zugeschrieben hat."

„Nein, lieber Doktor," sagte der Graf, „seien Sie ganz ruhig, ich werde mich einem solchen Ehrengericht nicht unterwerfen, — ohne Jurist zu sein, habe ich doch sofort erkannt, daß ich dadurch für immer vernichtet würde. Ich werde nach Hannover zurückkehren und mich den preußischen Gerichten stellen," fügte er mit bitterem Hohn hinzu, „dort werde ich wenigstens klares Recht und Gesetz und Freiheit für meine Vertheidigung finden."

„Aber Alles, was die Bankangelegenheit betrifft," rief der Doktor Mauthner, „und alle Verdächtigungen, denen Sie ausgesetzt sind und die sich noch immer steigern werden, dieß Alles muß an die weiteste Oeffentlichkeit gehen, — wenn man so mit Ihnen verfährt, haben Sie wahrlich keinen Grund, irgend etwas zu schonen."

„Wenn man mich zum Aeußersten treibt," sagte Graf Wedel still und traurig, „werde ich freilich auch das thun müssen und meine Handlungsweise vor den

Richterstuhl der Oeffentlichkeit und aller ehrlichen Leute stellen, aber bis es zum Aeußersten kommt, werde ich noch Alles versuchen, was in meinen Kräften steht, um Recht von meinem Könige zu erlangen. Es wird ja vielleicht doch noch möglich sein, den ehernen Ring zu durchbrechen, den man um ihn gezogen, und den Weg zu seinem Ohr und zu seinem Herzen zu finden.

„Hier das Verzichtsdokument."

Erstaunt nahm Doktor Mauthner das Papier.

„Sie haben es vollzogen?" fragte er, auf die Unterschrift des Grafen blickend.

„Gewiß," erwiederte Graf Wedel, „es enthält ja Alles, was es nach unserer Verabredung enthalten sollte."

„Sie haben dieß Verzichtsdokument vollzogen?" fragte Doktor Mauthner, indem er den Grafen mit großen Augen ansah, „vollzogen, nachdem Sie dieß Statut erhalten haben? Herr Graf," sagte er, indem er mit seinen beiden Händen die Hand des Grafen ergriff, „wenn Sie je meiner bedürfen, wenn ich Ihnen je nützlich sein kann, gebieten Sie über mich. Meine ganze Kraft, meine ganze Thätigkeit steht Ihnen zu Diensten."

Er sagte nichts weiter. Die Stimme des sonst so ruhigen, kaltblütigen Geschäftsmannes zitterte vor Bewegung. Ein feuchter Schimmer glänzte in seinen Augen.

Noch einmal drückte er die Hand des Grafen, dann verbeugte er sich tief vor der Gräfin und ging hinaus.

„Und nun," sagte der Graf zu seiner Gemahlin, „laß uns den Staub von den Füßen schütteln und so schnell als möglich nach der Heimat zurückkehren. Dort will ich, und wenn es sein muß im Gefängniß, die bitteren Erfahrungen zu vergessen suchen, die ich hier habe machen müssen; Du wirst hoffentlich bald stark genug sein, um die Reise zu ertragen?"

„Morgen, wenn Du willst, mein Freund," antwortete die Gräfin, indem sie mit freundlich schimmerndem Blick das Haupt erhob. „Und laß uns Gott danken, daß er nach all' dem Schmerz und dem Kummer dieser Tage uns beieinander gelassen hat und daß wir den stolzen Trost haben, uns sagen zu können, daß wir gehandelt, wie es unsere Pflicht war."

Zwölftes Kapitel.

Das ziemlich einförmige und ruhige Leben auf dem Schloß zu Renſenheim am Rhein war durch die Ankunft des jungen Grafen Franz Spangendorf aus Rom unterbrochen worden, der nach kurz vorhergegangener Anzeige im Kreiſe ſeiner Familie eingetroffen war, und deſſen Anweſenheit nicht nur das Intereſſe an dem lang entbehrten Sohn und Bruder erregte, ſondern auch Kunde brachte aus dem Mittelpunkt der katholiſchen Welt, die für dieſe ganze ſo gläubige und kirchlich geſinnte Familie den Gegenſtand ehrfurchtsvoller Neugierde bildete.

Sie Alle wurden nicht müde, den Erzählungen des Grafen Franz zu lauſchen: vom heiligen Vater, deſſen Angeſicht er ſelbſt geſehen, von allen Kardinälen und hohen Würdenträgern der Kirche, von den großen Feſten im Dom St. Peter's, und dann wieder von den unerſchöpflichen Kunſtſchätzen der ewigen Stadt und von

dem farbenreichen, glühenden Leben des Volks, welches das Glück hatte, auf den Trümmern einer gewaltigen Vergangenheit unmittelbar unter der Herrschaft des obersten Priesters der alleinseligmachenden Kirche zu leben.

Und der junge Graf sprach von dem Allem mit so warmer Beredsamkeit, mit so eingehendem Verständniß und zugleich mit so tiefgläubigem Gefühl, daß aus seinen Worten ein weihrauchduftender Hauch jenes wunderbaren, großartigen Lebens in das stille Schloß am Rhein zu strömen schien.

Gräfin Gabriele hing mit entzückten, schwärmerischen Blicken an den Lippen ihres Bruders, wenn derselbe von dem milden, leuchtenden Antlitz des heiligen Vaters sprach, wenn er erzählte von dem gewaltigen Eindruck, den die Erscheinung des ehrwürdigen Greises machte in dem Augenblick, da er von weißen Gewändern umflossen von der Sedia gestatoria herab dem knieenden Volk seinen Segen ertheilte, von der großen Messe am Altar St. Peter's und von den wunderbaren Klängen der Gesänge in der sixtinischen Kapelle.

Weit vorgebeugt in athemloser Spannung saß das junge Mädchen da, ihre Umgebung schien vor ihr zu verschwinden und ihre brennenden Blicke schienen alle diese schimmernden Bilder einer fernen Welt vor sich

zu sehen, einer Welt, welche ihre gläubige Seele als den irdischen Vorhof des himmlischen Glückes betrachtete.

Auch Fräulein Josephine wurde nicht müde, ihren Vetter von Rom erzählen zu hören. Aber es waren weniger die Prälaten und die Kirchenfeste, welche ihr Interesse erregten, sie wußte, sobald sich eine Gelegenheit darbot, das Gespräch auf das Volksleben, auf den Karneval, auf das Pferderennen und auch auf die Briganten zu bringen, von welchen man so viele schauerlich romantische Geschichten las, Geschichten, die an dem behaglichen Kaminfeuer des wohnlichen Zimmers im sicheren und ruhigen Schloß die Phantasie so angenehm erregten.

So war seit der Ankunft des Grafen Franz das Leben im Schlosse Rensenheim zwar äußerlich eben so ruhig und still wie sonst, aber innerlich bewegter und angeregter dahingeflossen.

Der junge Zuavenoffizier schien freundlich und wohlthätig berührt durch die Umgebung der alten Heimat, durch die herzliche Liebe, welche ihm von allen Gliedern der Familie entgegengetragen wurde, aber dennoch war in seinem ganzen Wesen eine innere unruhige Bewegung erkennbar. Es schien, als sei seine Seele belastet von irgend einem Druck, oft versank er plötzlich nach einer Schilderung voll beredter Lebhaftigkeit in ein starres

Schweigen und blickte vor sich hin, als folgten seine Gedanken fernen Bildern, oft sah man ihn einsam die Alleen des weiten Parkes durchstreifen, aber auf alle Fragen seiner Mutter, welche mit sorgenvoller Liebe ihn beobachtete, hatte er bisher stets nur ausweichende Antworten gegeben und sein zerstreutes und unruhiges Wesen zu verbergen versucht.

Sein Bruder kam oft herüber, beide jungen Leute hatten die innigste brüderliche Liebe für einander, aber sie kamen sich nicht näher, sie verstanden sich nicht. Der lebensfrische, heitere Husarenoffizier und der schwärmerische, von der geheimnißvollen Zauberluft Roms durchhauchte Soldat des Papstes hatten keine Berührungspunkte miteinander. Die Welt des Einen lag außerhalb derjenigen des Andern, und wenn beide Brüder allein waren, so versiegte bald der Gesprächsstoff, da der Eine kein Interesse für Das hatte, was das Leben des Andern erfüllte.

Auch Herr von Rothenstein war gekommen, und zwischen ihm und dem Grafen Franz hatte eine innige, freundliche Annäherung stattgefunden. Der einsame junge Mann, welcher mit dem schmerzlichen Gefühl der Heimatlosigkeit durch die Welt gegangen war, dessen innerliche Wünsche während seines Jugendlebens tief in seiner Brust verschlossen geblieben war, fühlte sich mächtig

hingezogen zu dem Grafen Franz, den zwar eine glückliche Heimat und liebevolle Herzen umgeben hatten, der sich aber selbst vereinsamt hatte, um sich einer Sache zu widmen, die sein glaubenvolles Herz für die höchste und heiligste der Welt hielt, und dann lag auch in dem Antlitz des Grafen Franz eine so wunderbare, weniger körperliche als geistige Aehnlichkeit mit seiner Schwester Gabriele. Der Schnitt der Gesichter war verschieden, dennoch war es dasselbe Lächeln, welches zuweilen um die Lippen der beiden Geschwister schwebte; es war derselbe tiefe, halb fragende, halb verklärte Blick, welcher aus den blauen Augen Gabrielens und unter den dunklen Brauen des Grafen Franz hervorzitterte. Es lag die gleiche Modulation im Tonfall der Stimme, so daß trotz der äußeren Verschiedenheit doch Jeder die Beiden als Geschwister oder nahe Verwandte hätte erkennen müssen.

Grund genug, daß der Lieutenant von Rothenstein sich besonders zu dem jungen Zuavenoffizier hingezogen fühlte, dessen Blicke und Worte ihn fortwährend an Diejenige erinnerten, welcher die ganze, lange zurückgedrängte Liebeswärme seines Herzens entgegenströmte.

Der Kaplan Haug ging ruhig, leise und unscheinbar wie immer seinen Weg.

Er hatte mehrfach versucht, sich dem Grafen Franz zu nähern und, heraustretend aus seiner gewöhnlichen, halb demüthig bescheidenen, halb überlegen abwehrenden Zurückhaltung, ihn in ein eingehenderes Gespräch zu ziehen, auch hatte er es öfter einzurichten gewußt, daß er dem jungen Grafen bei seinen Spaziergängen im Park begegnete, und jedesmal hatte er ihn dann nach einer ehrerbietig vertraulichen Begrüßung angeredet und eine Unterhaltung mit ihm über die Verhältnisse in Rom, über die Lage des Papstes, sowie über die Zustände der Kirche überhaupt begonnen, wobei er stets weniger eigene Ansichten aussprach, als die Meinungen des päpstlichen Offiziers zu vernehmen trachtete.

Trotz aller dieser Annäherungen war es ihm aber nicht gelungen, den jungen Grafen zu vertrauensvollem Heraustreten aus sich selbst zu bringen. Er beobachtete gegen den Kaplan die in der Familie dem Hausgeistlichen gegenüber hergebrachte und ihm von Jugend auf gewohnte achtungsvolle Rücksicht, aber in seiner Haltung lag doch zugleich jene vornehm abweisende Kälte, welche in Rom dem zahlreichen niederen Klerus gegenüber von den höheren Klassen der Gesellschaft und selbst von der hohen Geistlichkeit festgehalten wird. Nur mit einsylbigen, kurzen Worten beantwortete er die Fragen und Anreden des Kaplans, und wo er es,

ohne auffällig zu sein, konnte, wich er seiner Begegnung aus.

Auch schien ihm die Person des Pater Haug nicht sympathisch zu sein, — oft ruhte, von dem scharf beobachtenden Geistlichen wohl bemerkt, sein Blick mit einem widerwillig forschenden Ausdruck auf den scharfen und harten Zügen des Kaplans, als suche er sich Rechenschaft darüber zu geben, warum dieß Gesicht ihn so kalt und antipathisch berührte.

Da war eines Tages eine große Bewegung im Schlosse zu Rensenheim entstanden.

Der Erzbischof von Köln hatte, auf einer Reise durch seine Diözese begriffen, dem ihm persönlich bekannten und von ihm hochgeschätzten Grafen Spangendorf seinen Besuch auf einen Tag angekündigt, und diese Nachricht hatte alle Bewohner des Schlosses und des Dorfes in eine fieberhafte Unruhe versetzt. Im Schlosse wurden die Zimmer für den hochverehrten Gast hergerichtet und mit allem Luxus und Comfort versehen, den man nur irgend herstellen konnte, — nicht weil der in seinem persönlichen Leben fast ascetisch einfache Kirchenfürst dessen bedurfte, — sondern um ihm die Ehrerbietung und liebevolle Aufmerksamkeit zu beweisen, die man ihm entgegentrug, und im Dorfe bereitete man Guirlanden, Embleme und Fahnen vor, um

die Häuser bei dem Einzuge des kirchlichen Oberhirten festlich zu schmücken.

Der Kaplan hatte mit großer, gegen seine Gewohnheit lebhaft ausgesprochener Freude die Nachricht von dem Besuche des Erzbischofs vernommen, — Graf Franz war ernster und stiller noch als sonst geworden und auch Gräfin Gabriele ging in sich selbst versunken träumerisch einher, während der Graf und die Gräfin Spangendorf, unterstützt von dem Fräulein Josephine von Altheim, die Vorbereitungen zum festlichen Empfange anordneten und überwachten.

Am Tage vor der Ankunft des Erzbischofs war Gabriele allein in ihrem Zimmer, dessen Fenster von den Bäumen des Parks beschattet wurden, deren Zweige sich jetzt fast blätterlos zum Himmel emporstreckten und von den schwarzen Krähen zum Nachtquartier benützt wurden.

Dieß Zimmer entsprach in seiner ganzen Einrichtung der Erscheinung des jungen Mädchens. Zwar zeigte es die Zierlichkeit und Eleganz der Wohnung einer vornehmen Dame, aber auch wieder die Einfachheit ländlicher Verhältnisse, und ließ überall den von heiterer Welt- und Lebenslust abgewendeten Sinn seiner Bewohnerin erkennen. An den mit weißer Oelfarbe gestrichenen Wänden sah man einige vortreffliche Kupfer-

ſtiche von Bildern der großen italieniſchen Meiſter, — ein mit hellgrauem Stoff überzogener Divan ſtand in der Nähe des Fenſters, umgeben von einigen kleinen, niedrigen Lehnſtühlen, — in einiger Entfernung ein Schreibtiſch, von Blumen umgeben, — ein Zeichentiſch im vollen Licht des Fenſters trug alle Geräthſchaften für Kreidezeichnung und Aquarellmalerei; auf demſelben ſah man ein Landſchaftsbild mit geſchickter Hand ſauber entworfen, aber noch unvollendet, — es ſtellte jenen freien runden Platz im Park vor mit dem Gebüſch von weißen und rothen Roſen, — der weite Ausblick auf den Rhein hin war vortrefflich im ſinkenden Abendlicht wiedergegeben, — aber auf dem Piedeſtal, das ſich zwiſchen den Roſengebüſchen erhob, ſtand nicht der kleine, ſchalkhaft zielende Liebesgott mit dem geſpannten Bogen, ſondern ein Bild der Mater dolorosa mit dem Schwert im Herzen und mit weißen Roſen bekränzt, und zu den Füßen der Mutter Gottes kniete, nur leicht erſt in den Umriſſen angedeutet, eine weibliche Geſtalt in einen weiten Schleier gehüllt und das Haupt in die Hände geſtützt.

An der entgegengeſetzten Wand ſtand ein Betpult von altem Eichenholz, der Schemel, mit ſchwarzem Sammet überzogen, und über demſelben ein großes, ſchön gearbeitetes Kruzifix von Ebenholz und Elfenbein.

Gräfin Gabriele in einem einfachen Kleide von lichtgrauer Seide ſtand vor dem Zeichentiſch und blickte, in tiefe Gedanken verſunken, auf das unvollendete Aquarellbild. Ihr ſchönes, kindlich reines Geſicht war bleich und zitterte vor innerer Bewegung, ihr Auge ſchimmerte bald in ſüßer Träumerei, bald ſtarrte es düſter und traurig auf die Zeichnung.

„Ich habe ihm die weiße Roſe gegeben," ſagte ſie leiſe, indem ſie die Hand auf das Herz legte, „und doch zitterte meine Hand nach der purpurnen Blüte hin, dieſem Bilde meines warm ſich öffnenden Herzens! — Mein Gott," — ſprach ſie ſchmerzlich, nachdem ſie wieder längere Zeit in ſtarrem Schweigen dageſtanden hatte, — „ich war ſo klar über mich ſelbſt, — über meinen Beruf und meine Zukunft, meine Seele war ſo erfüllt von dem ſtillen Glück, mein Leben dem Himmel zu weihen — und nun? — Verwirrung und Unruhe erfüllen mich, und wenn auch klar vor mir ſteht, was ich thun ſoll, ſo kann ich doch nicht die Wünſche des zuckenden Herzens beherrſchen. — Ich habe," rief ſie dann, in ſchneller, entſchloſſener Bewegung von dem Bilde zurücktretend, — „ich habe das Alles zu lange in mich verſchloſſen, meine Kraft iſt zu ſchwach, um den Kampf zwiſchen der irdiſchen Natur und der heiligen Begeiſterung meines Glaubens zu ertragen, — ich

muß da Hülfe ſuchen, woher alle Hülfe kommt, in dem tröſtenden, leitenden und ſtärkenden Wort der Kirche.“

Sie zog eine neben der Thür hängende Klingelſchnur.

„Ich laſſe den Pater Haug bitten, zu mir zu kommen,“ ſagte ſie der Kammerjungfer.

Es war durchaus nichts Auffallendes, daß die Damen den Kaplan zu ſich beſchieden, der der Beichtvater und geiſtliche Rathgeber der Familie war, und kurze Zeit darauf trat der Pater Haug in das Zimmer der jungen Gräfin.

Er ſchloß langſam die Thür hinter ſich und ging dann leiſen, faſt unhörbaren Schrittes bis in die Mitte des Zimmers, wo Gabriele ihn mit niedergeſchlagenen Augen in einer gewiſſen Verlegenheit erwartete.

„Ich bin mit Freude Ihrem Rufe gefolgt,“ ſagte der Pater mit leiſem, aber ſcharf accentuirtem Ton, — „mit um ſo größerer Freude, als Sie lange meinen Rath und Zuſpruch nicht begehrten, — ja, wie es mir hat ſcheinen wollen, das Geſpräch mit mir zu vermeiden ſuchten.“

„Ich bin unruhig und in innerem Zwieſpalt mit mir ſelber geweſen,“ erwiederte Gabriele, indem ein flüchtiges Roth über ihr bleiches Geſicht zog, —

„ich habe lange gekämpft, um zu Ruhe und Klarheit zu kommen —“

„Kann das bekümmerte und geängstigte Menschenherz jemals Ruhe und Klarheit finden,“ fiel der Pater mit dem Ausdruck sanften und liebevollen Vorwurfs ein, — „ohne die leitende Hand und das erleuchtende Wort der Kirche?“

„Verzeihung, ehrwürdiger Vater,“ sagte Gabriele, „daß ich versucht habe, aus eigener Kraft Herrin der widerstreitenden Gefühle meines Herzens zu werden, — ich habe empfunden, wie schwach diese eigene Kraft ist, und komme zu Ihnen, um Führung und Licht zu suchen.“

„Die Gnade Gottes wird mir beistehen,“ erwiederte der Kaplan mit einem fromm demüthigen Augenaufschlag, „Ihre zagende Seele zu kräftigen. — Sagen Sie mir, was Sie bewegt hat.“

Gabriele zögerte einen Augenblick.

Dann ging sie zu ihrem Betpult und ließ sich auf dem Sammetkissen vor demselben in die Kniee sinken.

„Dem Priester will ich mein Herz öffnen,“ sagte sie leise, „der schon oft in mein Inneres geblickt und mir Rath und Trost gegeben.“

Ein Blitz freudiger Genugthuung leuchtete in dem

Blick des Kaplans auf. Er zog einen Sessel dicht neben das Betpult, setzte sich in denselben und beugte sich ganz nahe zu der knieenden Gräfin hinab.

„Und welche Zweifel bewegen Dein Herz, meine Tochter?“ fragte er mit leiser Stimme, seinen Mund fast unmittelbar dem Ohr des jungen Mädchens nähernd, — „im Namen Dessen, der alle Gewalt hat, zu binden und zu lösen, frage ich Dich, — in seinem Namen werde ich Dir die leitende Hand reichen.“

„Sie wissen, ehrwürdiger Vater,“ sagte Gabriele, ohne den auf die gefalteten Hände herabgesenkten Kopf zu erheben, „daß ich fest und freudig entschlossen war, mein Leben dem Dienste Gottes und der heiligen Jungfrau zu widmen, — nicht als ein trauriges Opfer der Entsagung, sondern in freiem Entschluß.“

„Ich weiß es, meine Tochter, — meine geliebte Schwester im Glauben,“ sagte der Kaplan, indem er mit einem langen Athemzug den Duft des reichen, glänzenden Haares Gabrielens einsog, dessen Flechten fast sein Gesicht berührten, — „ich weiß es, — und ich bin glücklich, daß es mir vergönnt war, diesen Entschluß zu kräftigen und zu befestigen, und Deine reine, jungfräuliche Seele, unberührt von der Welt und ihrem niedrigen Treiben, dem Himmel zuzuführen.“

„Mein Entschluß wankt,“ fuhr die Gräfin fort, —

„ich bin unklar und unsicher," sagte sie mit lauterer Stimme, in welcher ein gewisser zorniger Unwillen wiederklang, — „ich fühle mich vom Himmel, zu dem mein ganzes Wesen sich emporschwang, zur Erde herabgezogen, — denn, — ehrwürdiger Vater," fuhr sie stockend und schwerathmend fort, — „mein Herz, — mein schwaches Herz ist erfüllt von einer irdischen Liebe!"

Der Pater fuhr zusammen, — seine Hand legte sich wie unwillkürlich auf seine Brust, als wolle er den Schlag seines Herzens zurückdrängen, seine Blicke streiften mit düsterem Feuer über die schlanke und geschmeidige Gestalt des in sich zusammengesunkenen Mädchens hin, und nach einem kurzen Schweigen sagte er mit ruhigem Ton:

„Jedes staubgeborene Menschenherz ist der Versuchung ausgesetzt, und die Krone des Sieges strahlt um so heller, je schwerer der Kampf war, durch den sie errungen wurde, — wer ist der Gegenstand dieser Liebe, — dieser Liebe, — die keine Sünde ist für ein Herz, das der Welt und ihren Pflichten gehören will, — die aber in Deine Seele gesenkt ist von dem Versucher, der unserem Heiland die Reiche der Welt zeigte, und der auch Dich abwendig machte von dem hohen und heiligen Beruf, zu welchem Du ausersehen bist? —

Wessen Bild lebt in Deinem Herzen, das bisher nur ein Gefäß gotterleuchteter und heiliger Begeisterung war?" fragte er leiser, indem er seine Hand auf die weichen, gefalteten Finger Gabrielens legte.

„Der Freund meines Bruders," sprach Gabriele, mit gewaltiger Anstrengung ihre Stimme zu festem und klarem Ton zwingend, — „der Lieutenant von Rothenstein."

Sie senkte den Kopf noch tiefer herab, so daß ihre Stirn die Hand des Paters berührte.

„Und hat er, den der Versucher Dir auf dem so reinen und klaren Wege Deines Lebens entgegengeführt, — hat er Dir von seiner Liebe gesprochen, — hat er es versucht, Dich von Deinem Wege zum Himmel wieder zur Erde herabzuziehen?" fragte der Kaplan.

„Nicht mit deutlichen Worten," erwiederte Gabriele kaum hörbar, „aber ich habe es wohl verstanden, was er mir sagen wollte mit seinen Blicken, — mit seinen Andeutungen, — o," sagte sie mit tiefsinnigem, schmerzlichem Ton, — „er liebt mich, — ich weiß es wohl, — ich fühle es."

Sie schwieg, indem ihre ganze Gestalt erbebte, — ein schwerer Athemzug rang sich aus ihrer wogenden Brust empor und eine Thräne rann langsam aus ihrem Auge nieder.

„Und Du, — meine geliebte Schweſter," ſagte der Pater, ſeine Worte unmittelbar in ihr Ohr hauchend, — „Du haſt ſeiner Liebe Hoffnung gegeben?"

„Mein Herz flog ihm entgegen," ſagte Gabriele traurig, — „aber," fuhr ſie fort, indem ſie den Kopf erhob und zum erſten Male aus ihren großen glänzenden Augen den Blick des Paters frei und feſt erwiederte, — „dennoch habe ich ihn zurückgewieſen, — für immer zurückgewieſen, — er hat mich auch verſtanden, — ich habe ihm keine Hoffnung gelaſſen, wie ich die irdiſchen Hoffnungen meines Herzens für immer zerſtört habe."

Der Pater athmete erleichtert tief auf.

„Du haſt Dir ein großes und herrliches Verdienſt erworben, meine geliebte Schweſter im Glauben," ſagte er, ihre ſanften, zitternden Finger innig drückend, indem er mit der andern Hand über ihr Haar hinfuhr, — „Du haſt Das geopfert, was die Welt für das höchſte irdiſche Glück hält, um Dich ganz dem Dienſte des Himmels zu weihen, — das iſt ein großes Verdienſt und wird Dir dereinſt angerechnet werden. — Aber," fuhr er fort, — „wenn es ein Verdienſt iſt, was Du gethan, ſo war es dennoch auch Deine Pflicht, zu handeln, wie Du gehandelt haſt. Ich habe Dir ſchon früher geſagt, — es gibt eine Tugend für dieſe

irdische Welt, — es ist die Tugend der gewöhnlichen Seelen, welche hier auf Erden noch nicht die Kraft finden, sich loszulösen aus der Einengung der fesselnden und zum Staub herabziehenden Materie des Körpers, — dann aber gibt es eine andere, höhere Tugend der Auserwählten, welche schon hienieden dem Einfluß der Materie des Körpers sich zu entziehen vermögen, deren Geist die Herrschaft gewinnt über das Fleisch — und Du, meine geliebte Schwester, gehörst zu den Auserwählten, — Deine Seele ist rein und empfänglich für das Glück und die selige Freude, hier auf Erden schon dem Himmel zu dienen, um am Ende ihrer irdischen Laufbahn sogleich in den Kreis der Auserkorenen überzugehen, die den Thron des Ewigen als die Diener seiner Allmacht und die Boten seines Willens umstehen."

Gabriele löste ihre Hände aus der des Paters, hob ihren Kopf empor und richtete ihre glänzenden Blicke aufwärts, als blicke sie zu dem Kreise der Cherubim empor, die zu den Seiten des flammenden Stuhles Gottes ihre heiligen Lobgesänge durch die Sphären des Weltalls ertönen lassen.

„Und wirst Du die Kraft haben, meine geliebte Schwester," fuhr der Kaplan fort, — „auch ferneren Versuchungen zu widerstehen und Deine Seele rein und

jungfräulich zu erhalten für den Dienst des Himmels? — denn der jungfräulichen Seele offenbaren sich allein die heiligen Mysterien des überirdischen Reiches Gottes, — jene Geheimnisse voll Glück, voll schimmernden Lichtes, voll glühenden, seligen Entzückens, — die sich der gewöhnlichen Menge der nicht auserwählten Menschen erst dann erschließen, wenn sie des Körpers lähmende Hülle abgestreift haben, und wenn die reinigende Kraft des ewigen Feuers ihre Seelen geläutert hat; — wirst Du die Kraft haben, festzuhalten an Deinem himmlischen Beruf, — auch wenn die Lockung des vergänglichen Erdenglücks abermals an Dich herantritt?"

Er legte seinen Arm um ihre Schulter, zog sie nahe an sich heran, drückte seine andere Hand auf ihr Haupt und bog dasselbe leicht zurück, so daß ihr bleiches, von leichter Röthe überhauchtes Gesicht frei vor seinem Blick dalag.

„Antworte mir," sagte er dann mit einer Stimme, die nur mühsam aus seiner Brust hervorzubringen schien, während seine Lippen bebten und seine Blicke mit faszinirender Gewalt sich in ihre Augen bohrten, — „antworte mir, — ich frage Dich im Namen Deines himmlischen Bräutigams, der mit inbrünstiger Liebe seine Arme öffnet, um Dich zu umfangen in unvergänglicher und ewig reiner Liebesseligkeit."

Er hob seine Hand von ihrem Haupte empor und richtete seine Fingerspitzen gegen ihre Stirn.

Das junge Mädchen zitterte stärker, — ein halb scheuer, halb schwärmerisch begeisterter Blick richtete sich auf den Pater, sie vermochte diesen Blick weder niederzuschlagen noch abzuwenden, — seine funkelnden Augen zogen ihn übermächtig in sich hinein.

„Ich werde stark sein, ehrwürdiger Vater," sagte sie, — „ich werde freudig und fest jeder Versuchung widerstehen, — welches irdische Glück könnte mir Ersatz bieten für die selige Wonne, mich ganz dem reinen, süßen Beruf des himmlischen Dienstes hinzugeben! — Ich werde stark sein; schon fühle ich, daß alle Zweifel und alle Unruhe von mir gewichen sind."

„Ich danke Gott, daß er mir die Kraft gab, Dein schwankendes Herz zu stärken," sagte der Pater, immer den Blick fest auf die Augen Gabrielens geheftet, immer die Fingerspitzen gegen ihre Stirn gestreckt.

„Ich nehme Dein Versprechen an," sprach er dann, indem er seine Arme öffnete und sich noch näher zu ihr beugte, — „ich nehme es an als Diener Dessen, dem Du Dich verlobt hast, und weihe Deine Lippen in seinem Namen mit dem bräutlichen Kusse, der Dich scheiden soll für immer von allen irdischen Wünschen und von aller irdischen Liebe."

Er schlang seine Arme um ihre Schultern, zog sie zu sich heran und nachdem er einen Augenblick ihren frischen, duftigen Athem eingesogen hatte, drückte er seinen Mund auf ihre Lippen, die sie ihm, ohne sich zu bewegen, ohne zu zögern, mit einem glücklichen Lächeln darbot.

Er hielt sie einige Augenblicke fest umschlossen, — obgleich er ihren Mund nur leicht berührte, brannten seine Lippen wie glühendes Feuer auf den ihrigen.

Sie zuckte zusammen, — eine dunkle Röthe flammte in ihrem Gesicht auf, — schnell zog sie sich zurück, wendete sich zur Seite und senkte das Haupt auf ihre über den Betpult gefalteten Hände nieder.

Ein schwerer Athemzug drang aus der Brust des Kaplans, — er faltete seine Hände vor der Brust und ließ langsam, wie in stillem Gebet, den Kopf herabsinken.

Man hörte in dem stillen Gemach nur die tiefen Athemzüge des jungen Mädchens, das in inbrünstigem Flehen leise die Lippen bewegte, — und des Priesters, der Gott zu danken schien, daß er eine Seele der irdischen Welt entzogen und dem Dienste des Himmels gerettet habe.

Die Thüre wurde rasch aufgemacht und in dem hellen Rahmen ihrer Oeffnung erschien wie ein lichter

Gegensatz zu dem dunkeln, ernsten Bilde, welches das Innere des Zimmers darbot, die in frische, heitere Farben gekleidete Gestalt und das lachende, fröhliche Gesicht Fräulein Josephinens.

„Gabriele," rief sie mit ihrer hellen Stimme, — „komm' herab, es ist Besuch da, — wie —"

Sie hielt plötzlich inne, als sie ihre Cousine vor dem Betpult knieen und den Kaplan neben ihr sitzen sah. Ihre Züge wurden ernst und mit leiser Stimme sagte sie:

„Ich bitte um Verzeihung, — ich habe gestört, — ich wußte nicht —" Sie machte eine Bewegung, um sich zurückzuziehen.

Der Pater erhob sich.

„Bleiben Sie, Fräulein Josephine," sagte er, — „ich habe gethan, was mir oblag, — Gräfin Gabriele hatte das Bedürfniß geistlichen Rathes und Trostes, — ich habe ihr denselben gegeben, — und ich glaube, daß die unruhigen Zweifel ihres Herzens gelöst sind, — unsere Unterredung ist zu Ende."

Gabriele hatte sich ebenfalls erhoben, — von ihrem Gesicht strahlte ruhige Heiterkeit, — aus ihren Augen leuchtete feste, muthige Entschlossenheit.

„Ich bin bereit," sagte sie sanft, — „wer ist gekommen?"

„Dein Bruder und der Lieutenant von Rothenstein," erwiederte Fräulein Josephine, indem sie von der Schwelle in das Zimmer hereintrat, — „Deine Mutter ist beschäftigt und hat uns aufgetragen, die Herren zu empfangen."

„Ich komme," sagte Gabriele, indem sie einen schnellen Blick über ihre Gestalt hinabwarf und eine verschobene Schleife ihres Kleides ordnete.

Der Pater richtete seine Augen mit einem scharfen, halb fragenden, halb drohenden Blick auf das junge Mädchen, — sie erwiederte denselben mit einem ruhigen Lächeln und legte eine Sekunde wie betheuernd die Hand auf die Brust.

Der Kaplan machte, leicht die Hand gegen sie erhebend, das Zeichen des Kreuzes und grüßend das Haupt neigend schritt er aus dem Zimmer.

Gräfin Gabriele legte ihre Hand in den Arm ihrer Cousine und that einen Schritt, um dem Geistlichen zu folgen.

„Willst Du nicht ein lichtes Band anlegen, oder eine Schleife in Dein Haar stecken?" fragte Fräulein Josephine, — „Du siehst ja fast nonnenhaft aus in diesem gleichförmigen Grau."

Langsam schüttelte Gabriele den Kopf. — „Laß mich, wie ich bin," sagte sie, — „die hellen Farben

machen mich unruhig, — Du weißt es, — diese Farben sind das Bild des Kampfes zwischen dem reinen weißen Licht und der Finsterniß, — das Grau ist der Frieden, den wir auf Erden erreichen können, — denn bis zum reinen Licht können wir hienieden nicht durchdringen."

Fräulein Josephine sah sie halb verwundert, halb traurig an.

„Aber die Blumen, die Gott zur Freude der Menschen schuf, tragen diese so hellen und freundlichen Farben," sagte sie.

„Und die prachtvollsten, glühendsten und schimmerndsten Farben glänzen auf den Kelchen, welche Gift und Tod in sich tragen, — das heilige Symbol der jungfräulichen Reinheit — die Lilie — ist weiß," erwiederte Gabriele.

Sie zog ihre Freundin sanft zur Thüre hin.

Fräulein Josephine schüttelte schweigend den Kopf.

„Armer Rothenstein," flüsterte sie vor sich hin, indem sie mit Gabrielen über den Korridor der Treppe zuschritt, — „in diesem Herzen wird kaum die purpurne Rosenblüte der Liebe sich jemals erschließen."

Sie seufzte wehmüthig, — beide Mädchen stiegen leichten, elastischen Schrittes die Treppe hinab, ein liebliches Bild der Jugend, Schönheit und Anmuth.

Als sie in den Salon traten, fanden sie dort den

Grafen Xaver und den Lieutenant von Rothenstein — Graf Franz, der in der letzten Zeit immer gedrückter und unruhiger erschien, war auf einem Spaziergang im Park begriffen.

Die beiden jungen Offiziere, welche still und schweigsam dagesessen hatten, sprangen schnell auf und eilten den Damen entgegen. Graf Xaver umarmte und küßte seine Schwester herzlich und wollte dann dasselbe mit seiner Cousine Josephine thun, die sich rasch abwendete mit einem zornigen Ausruf, welcher mit dem freundlichen Blick, der ihren Vetter traf, nicht ganz harmonirte; Herr von Rothenstein näherte sich der jungen Gräfin mit dem scheuen, fast ängstlich zurückhaltenden Wesen, das er ihr gegenüber seit längerer Zeit stets beobachtete. Er blickte fragend und forschend in ihr Gesicht, — sie schlug die Augen nicht zu ihm auf und erwiederte mit ruhiger Stimme höflich seine Begrüßungsworte.

Dann begann zwischen diesen vier jungen Leuten, welchen das Leben so frisch und fröhlich entgegenzulächeln schien, eine Konversation, die in verschiedenen Anläufen und wiederholten Stockungen sich fortbewegte, wie ein Vogel mit gelähmtem Flügel, der immer und immer versucht, sich emporzuschwingen, und immer wieder niedersinkt, jedesmal mehr ermattet von den fruchtlosen Anstrengungen.

Gabriele antwortete stets klar, bestimmt und genau auf jede Bemerkung, die der Lieutenant von Rothenstein an sie richtete, — aber kein Wort über die scharfen Grenzen der nothwendigen Antwort kam aus ihrem Munde, so daß der junge Offizier mit schmerzlichem Lächeln jedesmal wieder von Neuem beginnen mußte, — und jedesmal wurden seine Bemerkungen gleichgültiger, trivialer und matter.

Graf Xaver und Fräulein Josephine, die sonst so heiter und fröhlich waren und von Neckereien und Scherzen übersprudelten, schienen heute auch nichts zu finden, was sie sich hätten sagen oder wodurch sie eine allgemeine Unterhaltung hätten in Gang bringen können, — vielleicht war das, was sie sich hätten sagen mögen, nicht geeignet für andere Ohren, — auch sie schwiegen oft lange, ehe sie durch eine gewaltsam hervorgesuchte Aeußerung die Unterhaltuug zu fördern suchten.

Endlich war diese peinliche Situation, die sich mit jedem Augenblick verschlimmerte, fast unerträglich geworden.

Graf Xaver sprang mit ungeduldiger Bewegung auf und schlug einen Spaziergang durch den Park vor; der Vorschlag wurde von Fräulein Josephine mit freudiger Zustimmung aufgenommen, — Herr von Rothenstein stand langsam auf und richtete abermals mit

schmerzlich fragendem Ausdruck seinen Blick auf Gabriele, — diese erröthete leicht in flüchtiger Verlegenheit, dann aber kehrte sogleich wieder die ruhige Sicherheit und Klarheit auf ihr Gesicht zurück.

Die jungen Damen ließen sich ihre Shawls und Hüte bringen und man ging in den Park.

Unmittelbar darauf stieg der Kaplan Haug ebenfalls die Treppe des Schlosses hinab und schritt den Gängen des Parkes zu. Er öffnete, als er aus dem Schlosse getreten war, ein kleines Buch, das er in der Hand trug, und schien eifrig lesend des Weges nicht zu achten, den er einschlug.

Bald waren die jungen Leute durch eine kleine Entfernung von einander getrennt; — wie es ja natürlich war, ging Graf Xaver neben seiner Cousine, während Herr von Rothenstein an der Seite Gabrielens blieb.

Das Gespräch zwischen den beiden Letzteren setzte sich eben so langsam und unterbrochen fort, wie vorher im Salon, — der Graf Xaver und Fräulein Josephine dagegen schienen, sobald sie aus der Gehörweite der Anderen gekommen waren, die Gabe der Konversation in ausgedehntester Weise wiedergefunden zu haben, — in lebhaftem Gespräch zu einander geneigt schritten sie dahin, und oft schien es, als wollten ihre Häupter sich in traulicher Annäherung berühren.

Bald waren sie wieder auf jenen Platz gekommen, auf welchem noch immer der kleine Amor stand und mit seinem Bogen nach irgend einem Herzen zielte, um dasselbe mit dem süßen Wahnsinn der Liebe zu erfüllen, — aber die Hecken, die ihn umgaben, trugen keine Rosen mehr, weder weiße noch rothe, nur einzelne gelbe, verwelkende Blätter hingen an den starren, dornigen Zweigen.

Der weite Ausblick nach dem Rhein hin war in der Ferne leicht verhüllt durch einen Nebelschleier, der über den Fluten des Stromes lag, und die grüne, schimmernde Rasenfläche davor lag todt und verdorrt da.

Graf Xaver und Fräulein Josephine waren in einer Seitenallee verschwunden.

Herr von Rothenstein blieb stehen. Gabriele sah ihn verwundert an, senkte aber schnell wieder das Auge zu Boden vor dem düsteren, schmerzvollen und doch so innig warmen Blick, den der junge Offizier auf ihr ruhen ließ.

„Gräfin Gabriele," sagte er mit sanftem, traurigem Ton, — „erinnern Sie sich noch des Tages, an dem wir hier auch nebeneinander standen, — vor dem Bilde dieses Gottes, den die Alten als den Herrn der Welt, als den Meister Jupiter's selbst verehrten?"

Gabriele schwieg einen Augenblick. Ihre Brust wogte auf und nieder.

„Ich erinnere mich," sagte sie, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Damals bat ich Sie um eine Rose," fuhr er immer in demselben traurigen Ton fort, — „ich hoffte auf ein Zeichen der Freude, des Glückes, der Hoffnung, — Sie gaben mir eine weiße Blüte, — die weißen Rosen sind die Blumen der Todtenkränze —"

„Aus dem Tode der irdischen Wünsche und Hoffnungen," sagte sie leise, „erblüht das ewige Leben."

Er seufzte tief und schmerzlich.

„Heute," sprach er dann, „tragen diese Zweige auch keine weißen Rosen mehr, — nur die Dornen sind geblieben."

„Wer die Dornen auf Erden auf sich nimmt," sagte sie in demselben Tone wie vorher, — „dem werden einst die Rosen des himmlischen Glückes erblühen."

Wie verzweifelt schüttelte er den Kopf. Rasch trat er einen Schritt näher zu ihr heran, legte leicht seine Hand auf die ihrige und rief in lebhaftem, tiefbewegtem Ton:

„Gräfin Gabriele, ich habe damals eine stumme Frage an Sie gestellt, — haben Sie diese Frage verstanden, und soll jene Blume, die Sie mir gaben und die ich noch heute auf meinem Herzen trage, obwohl sie eine Blume des Todes ist, — soll sie eine Antwort, — eine letzte und entscheidende Antwort sein?"

Sie schlug langsam den Blick zu ihm auf.

Als sie in das so schöne, bleiche, von Liebe und Schmerz zuckend bewegte Gesicht des jungen Mannes sah, glühte ihr Auge einen Augenblick in zitterndem Feuer, — dann richtete sie dasselbe aufwärts nach dem grauverhüllten Himmel und sagte mit lautem, nur kaum merklich erbebendem Tone:

„Ja."

Er sank wie gebrochen in sich zusammen.

„Sie sprechen ein Todesurtheil, Gräfin," rief er mit dumpfem Ton, „über die ersten Hoffnungen auf Glück und Freude, die mein einsames Leben mir bietet, — die einzigen," fügte er bitter hinzu, — „denn nachdem diese gebrochen, werden keine anderen mehr sich erheben."

Sie athmete tief und schwer. Abermals richtete sie ihr Auge auf sein Gesicht, das den tiefen Seelenschmerz, der ihn quälte, deutlich zeigte, und was er in dem Blick dieses Auges las, mußte ihn mit neuer, freudiger Hoffnung erfüllen, denn mit einer Bewegung voll stürmischen Entzückens ergriff er ihre beiden Hände und rief:

„O nein, — nein, meine tausendmal geliebte Gabriele, — Sie können diese süßen, seligen Hoffnungen nicht zerstören wollen, — Sie können die Liebe meines

einsamen Herzens nicht vernichten, — Sie müssen ein Wort des Trostes, — ein Wort des Glückes für mich haben, — lassen Sie dieß Wort heraufsteigen zu Ihren Lippen, — Gabriele, wenn Sie dieß Wort sprechen, so wird mein Leben, das öde und traurig war, wie diese winterlich starren Zweige, sich mit neuen Rosen ewiger Frühlingsfreude schmücken!"

Er zog ihre Hände an seine Brust und sah flammenden Blickes in ihre Augen.

Sie schwankte zitternd hin und her, — tief erröthend schien sie zu ihm hinsinken zu wollen, — da erhob sie ihr Auge zum Himmel, als wolle sie dort Kraft und Beistand suchen, — sie stand mit dem Gesicht nach der weiten Lichtung zugewendet, — und während ihr Blick sich zu derselben herabsenkte, trat in einiger Entfernung von dem runden Platz aus den Seitengebüschen der Kaplan Haug. Seine Gestalt in dem dunkeln Kleide zeichnete sich scharf gegen den Hintergrund des vom Rhein aufsteigenden Nebels ab, — er hielt sein Buch in der Hand und schritt langsam durch die Lichtung. In der Mitte derselben stand er einen Augenblick still, sah mit einem langen, starren Blick zu den beiden jungen Leuten hinüber, erhob leicht wie in unwillkürlicher Bewegung die Hand und ging dann, den Kopf wieder auf sein Buch senkend, vorüber,

um in den Gebüschen auf der andern Seite der Lichtung zu verschwinden.

Dieß Alles währte nur einen Augenblick und blieb Herrn von Rothenstein, der fortwährend in banger Erwartung in das Gesicht Gabrielens blickte, unbemerkt.

Das junge Mädchen erbleichte. In einer raschen, krampfhaften Bewegung zog sie ihre Hände aus denen des Herrn von Rothenstein und trat einige Schritte von ihm zurück. Ihr Gesicht nahm den Ausdruck eines festen, kalten Entschlusses an, der diese so weichen und zarten Züge fast hart erscheinen ließ.

„Herr von Rothenstein," sagte sie ruhig und bestimmt, — „ich darf, — ich will Ihre Worte nicht anhören, — mein Herz wird Ihnen keine andere Blüte bieten, als die weiße Rose schwesterlicher Freundschaft."

„O Gabriele," rief er, wie vernichtet von diesen Worten, die er nicht erwartet hatte, — „Gabriele, — ich beschwöre Sie —"

„Lassen Sie mich," sagte sie, die Hände abwehrend gegen ihn ausstreckend, — „lassen Sie mich, — ich bin nicht frei, — mein Leben, meine Liebe, — meine Seele gehört —"

„Wem?" rief er mit wildem Ton, — „wer hat mir diese Blume geraubt! — Doch," sagte er dann, die Hand an seine glühende Stirn drückend, — „was

frage ich, — habe ich ein Recht, darnach zu fragen? — Genug, daß meine Hoffnung gestorben ist!"

Sie trat zu ihm hin und wollte sprechen, — Schritte ließen sich von einem der Seitenwege her vernehmen.

Graf Franz trat langsam auf den runden Platz. Aus tiefen Gedanken aufblickend sah er seine Schwester und den jungen Husarenoffizier, — näherte sich denselben schnell und begrüßte Herrn von Rothenstein mit freundschaftlicher Herzlichkeit.

Nach einigen allgemeinen, gleichgültigen Worten, welche dem jungen Mann die Zeit gaben, sich von seiner Verwirrung zu sammeln, wendete man sich zur Rückkehr nach dem Schlosse.

Gabriele stützte sich auf den Arm ihres Bruders, und als gebe ihr die Anwesenheit desselben ihre Sicherheit und Ruhe wieder, verstand sie es, ein Gespräch fortzuführen, an welchem die jungen Leute, welche Beide mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt schienen, nur wenig theilnahmen.

Als sie sich dem Schlosse näherten, kamen schnell aus einem andern Wege Graf Xaver und Fräulein Josephine zu ihnen heran, — und sie sahen nicht trübe und ernst aus, — ihre Konversation stockte nicht, — ihre Blicke leuchteten von Glück und Freude, fröhliches Lachen tönte von ihren Lippen.

Fräulein Josephine hatte ihren Arm in den des Grafen Xaver gelegt, und als sie den Andern sich näherten, zog sie ihre Hand aus derjenigen ihres Vetters zurück.

„Wir hatten euch verloren," rief Graf Xaver, „und haben euch überall gesucht, — wo habt ihr gesteckt, — bei dem kleinen Amor in den Rosenhecken?" fügte er mit schalkhaftem Lächeln hinzu, während Fräulein Josephine ganz betroffen auf das ernste, bleiche Gesicht Gabrielens und auf die leidenschaftlich bewegten Züge des Herrn von Rothenstein blickte.

Man kehrte in das Schloß zurück und fand im Salon den Grafen und die Gräfin Spangendorf, welche die Gesellschaft bereits zum Diner erwarteten.

Während man in leichter Plauderei erwartete, daß die Thüren des Speisesaals sich öffneten, trat der Graf Franz zu seinem Vater heran und sagte mit ernster, fast feierlicher Miene:

„Ich möchte Dich heute Nachmittag um eine ruhige Stunde Gehör bitten, mein Vater, — ich habe eine ernste Sache mit Dir zu besprechen."

Ein wenig befremdet blickte der Graf auf seinen Sohn und neigte zustimmend den Kopf.

Kaum hatte der junge Mann sich abgewendet, als auch Gabriele ihn in ähnlicher Weise um Gehör bat,

da sie noch vor der Ankunft des Erzbischofs eine für sie hochwichtige Sache ihm mitzutheilen wünsche.

Der Graf schüttelte den Kopf und sein so lebensfrisches, heiteres Gesicht wurde ernst und nachdenklich.

Da trat auch sein Sohn Xaver zu ihm heran und sagte mit glückstrahlenden Blicken:

„Ich möchte Dich heute Nachmittag bitten, Papa, mir eine Stunde zu schenken, — ich habe Dir Etwas zu sagen, das Dir hoffentlich Freude machen wird."

„Nun," rief der Graf, — „Du kommst wenigstens mit lachendem Munde und nicht so ernst und feierlich wie die Anderen."

„Und ich möchte Dir fast jetzt schon mein Geheimniß mittheilen," sagte Graf Xaver, — „wenn wir nicht Alle hungrig wären und ich Furcht hätte, unser Diner zu verzögern."

Die Thüren wurden geöffnet. — Die Gesellschaft trat in den Speisesaal und man setzte sich zu Tisch.

Das Diner verlief ziemlich still und einsylbig, — der Graf sprach wenig, — er dachte darüber nach, was ihm seine Kinder wohl zu sagen haben könnten, — Gabriele saß fast theilnahmlos da und blickte nur zuweilen mit einem eigenthümlichen, halb scheuen, halb verständnißvollen Ausdruck zu dem Kaplan hinüber, — Graf Xaver und Josephine waren die Einzigen, die den Ver-

ſuchen der Gräfin, ein Geſpräch in Gang zu bringen, entgegenkamen.

Man erhob ſich, — der Lieutenant von Rothenſtein verabſchiedete ſich bald unter der Angabe, daß er ſich ein wenig unwohl fühle, — die Gräfin ging, die letzte Hand an die Vorbereitungen zum Empfang des Erzbiſchofs zu legen, und der Graf zog ſich in ſein Zimmer zurück, um nacheinander ſeine Kinder zu ſich zu beſcheiden und ihren Mittheilungen das erbetene Gehör zu geben.

Als Gabriele ſich nach einer langen Unterredung mit ihrem Vater thränenden Auges auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte, trat ſie vor das Bild auf ihrem Zeichentiſch, — ſie ergriff die Stifte und in kurzer Zeit war die vor dem Bilde der Mutter Gottes knieende Geſtalt verändert. Dieſe Geſtalt hatte den Kopf erhoben, von dem der weiße Schleier halb zurückgeſunken war, und dieſer Kopf zeigte in erkennbarer Aehnlichkeit die eigenen Züge der jungen Gräfin, die zu dem Marienbilde mit ſchmerzlicher Ergebung aufblickte.

„Ich habe mein Herz in jungfräulicher Reinheit deinem Dienſte weihen wollen," ſagte Gabriele leiſe, indem ſie zu dem Bilde niederſah, — „aber ich ſoll dir nicht dienen, ohne daß auch ich die Schwerter, die deinen Buſen durchdringen, in meinem Herzen gefühlt habe.

Es thut mir doch so wehe, den Blüten des Lebens zu entsagen!“

Sie drückte die Hände vor die Augen, lehnte sich in ihren Sessel zurück und langsam rann ein blinkender Thränentropfen nach dem andern durch ihre schlanken Finger herab.

Dreizehntes Kapitel.

Die große Saison von Rom hatte ihren Anfang genommen, die kühlere Witterung war eingetreten. Die Fremden begannen der ewigen Stadt zuzuströmen und die römische Aristokratie kehrte von ihren Villeggiaturen in den Bergen und an der Seeküste zurück. Alle Hotels waren überfüllt und nur mit Mühe konnte man auf lange Vorherbestellung in den großen internationalen Gasthöfen Zimmer erhalten.

Dennoch waren im Albergo di Europa, als dort ein alter Diener erschienen war, um für den Grafen Rivero und seine Tochter Wohnung zu bestellen, eine Reihe von Zimmern sofort hergerichtet worden, und als wenige Tage darauf der Graf und die Gräfin ankamen, hatte man sie mit größter, diensteifriger Aufmerksamkeit als alte bekannte Gäste empfangen.

Der Graf war merklich gealtert, seine hohe, schlanke Gestalt, welche früher noch die ganze Elastizität der

Jugend zeigte, hatte sich leicht gebeugt. Sein glänzendes schwarzes Haar war mit silbernen Fäden durchzogen, sein schönes und edles Gesicht war bleicher und welker geworden und zeigte deutlich die ersten Linien jener Runenschrift, welche die Zeit in das menschliche Antlitz gräbt, jener Linien, welche nie wieder verwischt werden, sondern sich langsam und allmälig vereinigen zu dem letzten, schauerlichen Wort der Zerstörung, das der Tod unerbittlich auf die irdische Hülle der menschlichen Seele schreibt.

Seine dunklen Augen blickten kummervoll zu Boden und hatten jene stolze Sicherheit verloren, die sonst aus ihnen leuchtete, nur wenn seine Blicke auf seiner Tochter ruhten, wurden dieselben von einem milden Strahl erwärmt und ein weiches, glückliches Lächeln flog über sein schwermüthiges Gesicht.

Auch Julia hatte sich verändert, aber in anderer Weise als ihr Vater. Sie war schöner geworden, voller und kräftiger als früher, und fast schien es, als wäre sie gewachsen, so fest, sicher und stolz war die Haltung dieser früher so zierlichen und kindlichen Erscheinung. Der weiche, halb suchende und fragende Blick, mit welchem früher ihre großen Augen sich aufgeschlagen hatten, war fest und sicher geworden, hoch und frei trug sie das Haupt und die kräftiger ausgebildeten Züge

ihres Gesichts erinnerten in ihrer klassischen Reinheit an die Marmorbilder der antiken Römerinnen.

Der Graf und die Gräfin hatten in den Tagen nach ihrer Ankunft das Hôtel nicht verlassen.

Der Graf hatte sogleich einen Brief an Monsignore Ricci, den Maëstro di Camera Seiner Heiligkeit, in den Vatikan gesendet, und am dritten Tage hatte er eine Antwort mit dem großen Siegel des päpstlichen Hauses erhalten, welche ihm mittheilte, daß Seine Heiligkeit ihn am nächsten Vormittage in besonderer Audienz in seinen Privatzimmern empfangen werde.

Zur festgesetzten Stunde trat der Graf im schwarzen Anzuge, mit dem Stern des Piusordens auf der Brust, in den Salon seiner Tochter. Er war noch ernster als gewöhnlich und schloß Julia, die ihm entgegeneilte, lange und innig in seine Arme.

„Ich stehe vor dem großen Augenblick, meine Tochter," sagte er, „der über mein künftiges Leben entscheiden wird, der alle meine Zweifel lösen und meinem Streben neue Bahnen öffnen, oder mir die traurige Gewißheit geben soll, daß mein vergangenes Leben vergeblich, mein vergangener Glaube ein Irrthum war."

„Gott wird Alles zum Besten lenken," sagte Julia mit ruhiger, klarer Stimme, indem der Blick ihres Auges mit dem kindlich schwärmerischen Ausdruck früherer Tage

auf ihrem Vater ruhte. „Und wie es auch kommen möge, ich werde an Dich glauben, mein Vater, Du wirst stets der Vermittler zwischen Gott und meinem gläubigen Herzen sein, und mag all' das große Streben, welchem Du so viele Tage Deiner Vergangenheit geopfert, verloren sein, meine Seele hast Du gerettet und neugeschaffen zu einem Licht und zu einer Klarheit, von der bisher kein Strahl zu mir herabdrang. Und eine Seele zu bilden, sie zur Freiheit und zum Licht zu führen, das ist ein Schöpfungswerk, auf dem der wohlgefällige Blick der ewigen Liebe und Allmacht ruhen muß."

Der Graf richtete sich empor. Wie in vergangener Zeit leuchteten seine Augen kühn und stolz auf. Der Schimmer jugendlicher Kraft erhellte seine Züge und mit vollem, metallischem Ton sprach er, indem er die Hand auf das Haupt seiner Tochter legte:

„Ich habe es gewagt, meine Hand an das Rad der Weltgeschichte zu legen, und wenn mein Streben verfehlt wäre, wenn mir das vernichtende Wort entgegentönte, welches der deutsche Dichter den Geist der Erde sprechen läßt: ‚Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, — nicht mir', — so werde ich nicht zerschmettert zusammensinken wie jener deutsche Faust, sondern ich werde mich um so stolzer aufrichten und antworten:

‚Hat jene große Welt, in welcher die Völker ihren Auf- und Niedergang vollenden, mich ausgestoßen, so trage ich dennoch das ewige Bild der Gottheit in mir', denn ich habe die Kraft, mir meine eigene Welt zu schaffen und diese Welt zu erwärmen und zu erleuchten mit dem ewigen Lichtquell der Liebe, den die göttliche Schöpfungskraft als einen Theil ihrer selbst in mich gelegt hat."

Er küßte seine Tochter noch einmal zärtlich auf die Stirn, verließ dann schnell das Zimmer, schritt die Treppe hinab und stieg in seinen vor dem Hotel haltenden Wagen, der ihn in raschem Trabe nach dem Vatikan hinfuhr und weit seitwärts vor dem Eingangsthor hielt.

Der Graf stieg aus und schritt durch die Höfe und Vorhallen des Palastes an den schweizer Leibwachen in ihren buntgestreiften, alterthümlichen Wämmsern mit den glänzenden Pickelhauben auf dem Kopf und den Hellebarden in der Hand vorbei nach dem Vorzimmer der Wohnung Seiner Heiligkeit.

Hier zeigte er dem dienstthuenden Kämmerer das Schreiben, durch welches er zur Audienz geladen war.

Mit ausgezeichneter Höflichkeit und mit jenem leisen, flüsternden Ton, in welchem hier in der unmittelbaren Nähe des obersten Priesters der katholischen

Kirche alle Gespräche geführt werden, ersuchte der erste Kämmerer vom Dienst den Grafen, einige Augenblicke zu warten.

Graf Rivero trat an eines der großen Fenster und blickte, in tiefes Nachdenken versunken, zu dem dunkelblauen Himmel hinauf, über welchem einzelne zusammengeballte Wolkenmassen hinzogen.

Nach einiger Zeit erschien Monsignore Ricci und führte mit verbindlicher Artigkeit den Grafen durch zwei weitere Vorzimmer in das Audienzzimmer Seiner Heiligkeit, vor dessen Thür zwei Schweizer, die Hellebarde in der Hand, unbeweglich dastanden.

In dem durch hohe Fenster, von denen die Vorhänge weit zurückgezogen waren, mit hellem Licht erfüllten Gemach, an dessen Wänden man einzelne Gemälde italienischer Meister erblickte, befand sich nur ein einziger Stuhl von vergoldetem Holz mit seidenen Kissen auf einer leichten, mit einem schweren, einfarbigen Teppich bedeckten Erhöhung.

Auf diesem Sessel saß Pius IX. in einem Gewande von weißer Seide, das große Kreuz am Halse, die Füße auf einem breiten seidenen Fußkissen ruhend, die Arme auf die Seitenlehne des Sessels gestützt. Das edle Gesicht des Papstes mit den großen, leuchtenden Augen, welche dem Opal ähnlich in verschiedenen Farben zu

strahlen schienen, wandte sich mit einem ernsten, fast strengen und etwas traurigen Ausdruck zu dem eintretenden Grafen hin, welcher langsam bis zu dem Sessel des Papstes vorschritt, vor demselben die Kniee beugte und seine Lippen auf das goldgestickte Kreuz des weißseidenen Schuhes drückte, mit welchem der Fuß des Papstes bekleidet war. Dann erhob er sich wieder und erwartete in ehrerbietiger Haltung die Anrede Seiner Heiligkeit, indem er zugleich mit einem gewissen Befremden auf einen Mann blickte, der neben dem Stuhl Pius IX. stand.

Dieser Mann, in der schwarzen Ordenstracht der Jesuiten, war der Pater Beky, der General des Ordens von der Gesellschaft Jesu. Der Pater Beky war eine Erscheinung, welche, trotz ihrer Unscheinbarkeit beim ersten Anblick, dennoch einen tiefen Eindruck auf Jeden machen mußte, der diesem außergewöhnlichen Mann näher trat. Seine magere Gestalt stand etwas gebeugt in der enganschließenden, schwarzen Ordenstracht da. Sein etwas eingefallenes, trockenes Gesicht hatte keine besonders hervortretenden Züge, der breite Mund mit den schmalen Lippen, die gerade, wenig hervorspringende Nase, die etwas tiefliegenden Augen und die breite, von dem ergrauenden Haar umgebene Stirn konnten, wenn man diesen Mann zuerst ansah und nur flüchtig den

Blick auf ihm ruhen ließ, einen gewöhnlichen Ordensgeistlichen vermuthen lassen, wie man denselben in der ewigen Stadt so unendlich viel begegnet. Aber dieses ganze Gesicht war durchschimmert von einem so vielbewegten geistigen Leben, diese feinen Lippen schlossen sich mit einer so festen Willenskraft hart und schneidig wie Stahl aufeinander, aus diesen Augen strahlten so scharfe, tief eindringende, Seele und Herz durchforschende Blicke hervor, daß man unwillkürlich nach wenigen Augenblicken schon den überwältigenden und fast niederdrückenden Eindruck dieser Persönlichkeit empfand.

Der Pater Bekx stand unbeweglich neben dem Sessel des Papstes, in ehrerbietiger Haltung halb gegen den Statthalter Christi auf Erden hingewendet, das Haupt in leichter Neigung demüthig gebeugt. Und doch sprach aus dieser bescheidenen Haltung, aus diesem gebeugten Haupt, aus diesem Blick voll ruhiger Hingebung zugleich der Ausdruck des Gefühls der stolzen Macht, die in den Händen des unumschränkten Gebieters einer Gesellschaft ruht, welche die höchste Intelligenz in sich schließt, welche über die ganze Erde verbreitet ist und zugleich im blinden Gehorsam den Befehlen ihres Generals folgt.

„Du bist zurückgekehrt, mein Sohn," sagte der Papst mit seiner sanften, harmonischen Stimme, „und

wir haben Dich auf Deine Bitte vor unſer Angeſicht beſchieden, um aus Deinem Munde zu hören, ob Dein Geiſt frei geworden iſt von jenen Irrthümern, welche ſich im Verkehr mit der Welt wie die Flecken eines böſen Noſtes auf die Reinheit Deines Glaubens und Strebens gelegt hatten."

„Heiligſter Vater," erwiederte der Graf, indem er den Blick voll Liebe und Verehrung, aber zugleich mit dem Ausdruck eines feſten und ſchmerzlichen Entſchluſſes zu dem Papſt aufſchlug, „ich habe, wie Eure Heiligkeit mir geboten, lange und ernſt in der Einſamkeit der Natur über alles Das nachgedacht, worüber Eure Heiligkeit die Gnade hatten mit mir zu ſprechen, und ich glaube —"

„Du beginnſt, mein Sohn," fiel der Papſt ein, indem er in edler Bewegung die Hand gegen den Grafen erhob, „Du beginnſt damit, uns eine Unwahrheit zu ſagen, — wenigſtens nicht die volle Wahrheit zu ſprechen, — ſeit Du vor unſerem Angeſicht geſtanden, haſt Du Dich nicht, wie wir Dir geboten, der Selbſtprüfung in ſtiller Einſamkeit hingegeben, Du haſt vielmehr, wie uns berichtet worden, von Neuem die Hand gelegt an die Entwickelung der Geſchicke unſerer Tage, Du haſt eingreifen wollen in den Gang der Politik, und Deine Thätigkeit, obgleich ſie unwirkſam geblieben,

hätte, wenn ihr Erfolg zu Theil geworden wäre, nur der heiligen Sache der Kirche nachtheilig werden können. Du bist dann," fuhr er in strengerem Ton fort, „in Berührung getreten mit Personen und Verhältnissen, welche der Sache unserer heiligen Kirche fremd sind, ja derselben fast feindlich gegenüberstehen, — das ist nicht stille Einkehr in Dich selbst gewesen, welche wir Dir zur Pflicht machten, um Dich zu befreien von den schädlichen Einflüssen, die falsche und verderbliche Ansichten auf Dich gewonnen."

Ein trauriges Lächeln spielte um die Lippen des Grafen, er ließ einen Augenblick den Kopf auf die Brust sinken, dann richtete er sich in seiner ganzen Höhe empor, und den Blick frei und fest auf den Papst richtend, erwiederte er mit voller, klarer Stimme:

„Es ist ein Beweis hoher Gnade, für welche ich tief und innig dankbar bin, daß Eure Heiligkeit sich so eingehend über mein Leben unterrichtet haben. Es ist wahr," fuhr er dann fort, „ich bin aus der Einsamkeit, in welche ich mich zurückgezogen hatte, auf einen Augenblick in die Welt zurückgekehrt, um zu versuchen, ob ich mit der Kraft meines überzeugungsvollen Wortes ein Ereigniß hindern könnte, welches nach meiner wohldurchdachten und unumstößlichen Meinung der heiligen Sache der Kirche schweren und unverbesserlichen Schaden

hätte zufügen müssen. Meine Thätigkeit ist wirkungslos geblieben, die Vorsehung selbst hat verhindert, was ich für ein großes Unglück hielt. Sie hat jene Revolution in Spanien zugelassen, welche die Kombinationen des französischen Kaisers durchkreuzte und den verderblichen Krieg verhinderte, dessen Nachwirkung auch für die Kirche und für die segensreiche Macht Eurer Heiligkeit hätte verhängnißvoll werden müssen."

„Du sprichst vermessene Worte, mein Sohn," sagte der Papst, — „wir sind der erste Diener Desjenigen, der der Welt den Frieden und die Versöhnung gebracht hat, — Frieden und Versöhnung muß das Ziel unseres Strebens auf Erden sein, aber um dahin zu gelangen, ist auch der Kampf nothwendig gegen die Feinde der Kirche, denn nur der Sieg der Kirche und ihre einige und untheilbare Herrschaft über die ganze Menschheit wird der Welt den endlichen und unzerstörbaren Frieden bringen. Jenes neue Kaiserthum aber, an dessen Aufrichtung ehrgeizige Personen in Deutschland arbeiten, ist einer der gefährlichsten und schlimmsten Gegner der von uns vertretenen und geführten Kirche. Nur wenn jene neuerstandene Macht, welche Oesterreich niedergeworfen, welche mit diesem frevelhaften, uns bedrohenden Königreich Italien verbündet ist, welche überall dem verderblichen Geist der Neuerung die Hand reicht, nur wenn

diese Macht gebrochen ist, dann kann die Herrschaft der Kirche und ihr Segen sich wieder über die Welt verbreiten. Und Du, mein Sohn," fuhr er in dem Ton strengen, aber noch immer väterlichen und liebevollen Vorwurfs fort, „Du hast in kühner Selbstüberhebung einen Kampf verhindern wollen, der zu so großem Siege hätte führen können. Dadurch, mein Sohn, hast Du eine große Schuld auf Dich geladen, — eine um so größere, als Du gegen unsern Befehl gehandelt hast, — da Dir aufgegeben war, Dich selbst zu reinigen von den verderblichen Irrthümern, damit Du wieder zu einem mächtigen und gesegneten Streiter für die heilige Sache der Kirche werden möchtest, wie Du es einst warst."

„Ich habe gehandelt," erwiederte der Graf immer in tief ehrerbietigem, aber eben so festem Ton, „wie meine Ueberzeugung und mein Gewissen mich zu handeln trieben. Denn, heiligster Vater," fuhr er lebhafter fort, „ich bin überzeugt, wenn es zu diesem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland gekommen wäre, so würde Deutschland gesiegt haben, und damit würde zugleich der letzte Schutz verschwunden sein, welcher Eurer Heiligkeit gegen das andringende Italien zur Seite steht, und welcher heute noch dem päpstlichen Stuhl die Freiheit des Entschlusses sichert, in die neue und unaufhaltsame

Entwickelung der Dinge herrschend und bestimmend einzugreifen und aus dem neuerstandenen Italien den Fußschemel der Kirche zu machen."

Der strenge Ausdruck, welcher auf dem Antlitz des Papstes bei den ersten Worten des Grafen erschienen war, machte einem tiefen Erstaunen Platz.

Der Pater Beky schüttelte langsam den Kopf und sah den Grafen Rivero fragend und erwartungsvoll an.

„Ein Fußschemel der Kirche," rief der Papst, — „dieß Italien, dessen König uns nicht nur unsere heiligsten Rechte, sondern auch den Besitz des Erbtheils der Nachfolger des Apostels Petrus rauben will, der mit dem Geiste der Lüge und des Unglaubens sich verbündet, dessen räuberische Heere schon an den Grenzen unseres Gebiets lagern?"

„Und die von dem Gebiet Eurer Heiligkeit," erwiederte Graf Rivero, „nur durch die Macht Frankreichs zurückgehalten werden, durch diese Macht, welche zusammenbrechen wird, wenn sie es unternehmen sollte, in die Entwickelung der deutschen Nation einzugreifen. Wenn Frankreich mit Deutschland Krieg führt, so wird es nicht mehr die Macht besitzen, die italienische Bewegung zum Heile der Kirche zu lenken."

Der Papst schwieg einen Augenblick, ein Blitz des

Unwillens zuckte aus seinen großen, strahlenden Augen auf den Grafen hin.

„Du glaubst, mein Sohn, daß dieses preußische Deutschland, zu welchem das unserer Kirche treu ergebene Bayern nicht gehört, Frankreich besiegen würde und daß dann unser Gebiet und Rom den Heeren des von Gott verlassenen Königs Viktor Emanuel preisgegeben sein möchte. Diese Meinung," fuhr er fort, „beweist wenig Vertrauen zu dem Schutz, welchen der Himmel endlich unserer heiligen Sache gewähren muß. Wir verwerfen Deine Meinung als einen Irrthum, — aber es ist ein politischer Irrthum, ein Irrthum Deines Verstandes, dessen Aufklärung wir der Zeit und Deiner besseren Einsicht überlassen können. Aber," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „Du hast von einer Versöhnung unserer heiligen Sache mit diesem Königreich Italien gesprochen, das wie ein brandendes und drohendes Meer den Felsen Petri umdrängt; — eine solche Versöhnung für möglich zu halten, das ist ein schwererer, ein verhängnißvollerer Irrthum. Wir vermögen es nicht zu fassen, wie ein gläubiger Sohn der heiligen Kirche an eine solche Versöhnung nur denken kann."

„Und doch," erwiederte der Graf, indem er sich hoch aufrichtete, während sein bleiches Gesicht sich röthete

und aus seinen Augen das Licht jugendlicher Begeisterung flammte, „und doch ist eine solche Versöhnung leicht, doch würde sie zur vollkommenen und sicheren Wiederherstellung der Macht und Herrlichkeit der Kirche führen. Ganz Italien ist katholisch, heiliger Vater," fuhr er fort, „und gut katholisch; — daß es seine nationale Einheit verlangt, kann man ihm nicht verargen, da der Zug nach nationaler Einigung und Macht heute durch alle Völker der Erde geht. In diesem Zuge an sich liegt keine Feindschaft gegen die Kirche oder gegen Eure Heiligkeit. Wenn die nationale Idee sich in diesem Augenblick dem Papstthum gegenüberstellt, so ist dieß nur die Folge der Stellung, welche die Kurie ihrerseits eingenommen hat. Wenn Eure Heiligkeit selbst die nationale Größe dieses schönen Italiens, das so lange den Völkern der Erde voranschritt, in Ihre heiligen Hände genommen hätten, so würde, ich wiederhole es, nach meiner Ueberzeugung heute ganz Italien zu den Füßen des päpstlichen Thrones liegen. Was ist jener König von Piemont dem großen Italien? Nicht ihm fliegen die Herzen entgegen, sondern nur der Idee, welche er vertritt und welche in allen Gemüthern warme Begeisterung entzündet. Wenn Eure Heiligkeit," fuhr er immer wärmer und begeisterter sprechend fort, „von Rom aus die Einheit Italiens verkünden würden, welche

wir ja einst schon in einem Bunde der Fürsten unter dem Vorsitz des Papstes erstrebten, dann würde die Begeisterung ganz Italiens nicht nur der nationalen Idee als solcher, sondern auch dem Vertreter dieser Idee, dem Oberpriester der Kirche, durch welchen Italien an der Spitze der katholischen Welt steht, entgegenfliegen. Eure Heiligkeit würden allmächtig in Italien werden, durch Italien die lateinischen Völker und durch diese die Welt beherrschen."

Einen Augenblick zuckte es über das Antlitz des Papstes hin wie ein Verständniß dieser Gedanken, welche auch ihn einst beim Beginn seines Pontifikats erfüllt hatten.

Der Pater Beky sah mit scharfem, forschendem Blick auf den Papst hin, dessen Augen mit liebevollem Wohlgefallen auf dem bewegten, von begeistertem Feuer glühenden Antlitz des Grafen ruhten, — dann aber wurde das Gesicht Pius' IX. wieder kalt und strenge und er sprach, indem die feinen Brauen sich über seinen Augen zusammenzogen:

„Du vergißt, mein Sohn, daß dieses verblendete und irregeleitete Volk Italiens Rom als die Hauptstadt seines parlamentarischen Königreichs verlangt, daß es unsere weltliche Herrschaft umstürzen möchte, daß es hier auf dem Boden, auf welchem die Nachfolger des heiligen

Petrus berufen sind, in unbeschränkter Autorität zu herrschen, sein Parlament versammeln will, um nach Majoritätsbeschlüssen die alten, heiligen Rechte zu zerstören und neue Gesetze zu geben, welche fehlbare Menschensatzungen an die Stelle der Gebote der Religion und der Kirche setzen."

„Ich erkenne ganz," sagte der Graf, „den Frevel, welcher in dem Streben nach dem weltlichen Besitz und in dem Angriff gegen die Rechte des heiligen Stuhls liegt. Aber," fuhr er fort, „ist es nicht die Aufgabe der Kirche, die fehlerhafte und verderbliche Richtung des Geistes der Zeit zu beherrschen und so zu lenken, daß auch sie zur immer größeren Ehre Gottes führe? War es nicht ein schwerer und verhängnißvoller Fehler, daß die reformatorische Bewegung Luther's, welche sich doch nur gegen die von erleuchteten Kirchenfürsten selbst anerkannten Mißbräuche und Uebelstände richtete, sich selbst überlassen, mit falschen Mitteln bekämpft und so zu einer Bewegung gegen die Kirche selbst gemacht wurde, welche große Ländergebiete von ihrer Herrschaft ablöste? Welche Grundlage kann der Weltherrschaft der Kirche dieses römische Gebiet geben, das ihr nur erhalten wird durch die schützende Hand einer fremden Regierung, deren Macht einst brechen, deren Anschauung von einem Tag zum andern wechseln kann? Die Macht der Kirche,

heiligſter Vater, beruht auf der Herrſchaft über die Geiſter, und wenn um dieſes kleinen weltlichen Gebiets willen dieſe Herrſchaft über die Geiſter preisgegeben wird, ſo iſt der Gewinn wahrlich ein geringer und ſelbſt dieſer Gewinn iſt nicht ſicher und dauernd. Wenn aber die Kirche jetzt mächtig in freiem Entſchluß der Bewegung der Geiſter voranſchreitend dieſe beherrſcht und führt, dann wird ſich Alles ihr unterwerfen und es kann möglich ſein, ſelbſt die traurigen Folgen jener Reformation wieder zu beſeitigen, welche Deutſchland ſpaltete und ſo viele Millionen der Kirche entfremdete."

„Wir ſind erſtaunt," ſagte der Papſt mit mildem Ernſt, indem er ſich zum Pater Beky wandte, „wie auch in einer gläubigen Seele, die von treuer Hingebung für die heilige Religion ſtets erfüllt war, ſo verhängnißvolle und verderbliche Irrthümer entſtehen und ſich feſtſetzen können, ſo daß ein frommer und uns tief ergebener katholiſcher Chriſt das für nützlich und heilſam halten kann, was die Feinde des Glaubens verlangen und erſtreben."

„Das iſt die Macht des böſen Geiſtes, heiliger Vater," ſagte der Pater Beky mit einer ſcharfen und trotz des ehrerbietig gedämpften Tons das ganze Gemach durchdringenden Stimme, „daß ſie die menſchliche Vernunft durch falſche Trugſchlüſſe auch von richtigen

und frommen Ausgangspunkten zu den verderblichsten und unheilvollsten Irrthümern hinleitet. Das ist der Fluch des vermessenen eigenen Denkens und Forschens. In den irdischen Dingen mag der Verstand prüfen und urtheilen, der Religion und dem Glauben gegenüber muß er schweigend sich beugen. Nicht umsonst hat man die Kirche als den Felsen Petri bezeichnet. An diesem Felsen möchten sie rütteln, um ihn mit den wechselnden Wellen des sogenannten Zeitgeistes zu überspülen, und darum muß es die Aufgabe aller treuer Diener der Kirche sein, diesen Felsen zu schützen und zu vertheidigen, damit sich auf seinen ewigen Grund Diejenigen retten können, welche," fügte er mit einem Blick auf den Grafen hinzu, „in den Fluten der menschlichen Vernunft Schiffbruch gelitten haben."

Wohlgefällig lächelnd neigte der Papst nochmals das Haupt.

„Unser frommer Bruder hat Recht," sagte er, „auch Du hast Schiffbruch gelitten, mein Sohn, in den unruhigen Wellen, welche das stolze und selbstgenügsame Denken schlägt, — aber wir zürnen Dir darum nicht," fügte er mit mildem Ton und einem liebevollen Blick auf den Grafen hinzu. „Es ist ja unser Beruf als Nachfolger des heiligen Apostelfürsten, die Seelen zu fischen aus den trüben Fluten des Lebens und sie zu retten auf

den festen Ankergrund, der Kirche. Auch Du wirst den Weg zurückfinden zu unserem ewigen Felsen, wenn wir erst hoch auf dessen Spitze die untrügliche Leuchte entzündet haben werden, welche weithin über der Welt und des irdischen Lebens schwankenden Wellen allen Irrenden den Weg zur Rettung zeigt, wenn nur die Autorität unseres vom heiligen Geist durchströmten oberhirtlichen Wortes über alle Zweifel und Wirrnisse erhoben sein wird. Bleibe hier, mein Sohn, am Fuße unseres apostolischen Stuhls und unter der Leitung unseres würdigen Bruders hier, dem wir ganz besonders die Führung und Klärung Deiner Seele übertragen. Bald wird das Konzil, das wir berufen haben, der die ganze Welt umfassenden Kirche den festen Mittelpunkt wiedergeben und unser unfehlbares Wort als die heilige Regel und Norm für die Gewissen aller Gläubigen aufstellen. Dann wird der große Bau der Kirche," fuhr er fort, indem schwärmerische Begeisterung von seinem Gesicht strahlte, „fest ineinandergefügt den Mächten der Welt, die alle gegen seine Mauern anstürmen, siegreich Widerstand leisten und allen Gläubigen eine feste und sichere Zuflucht gewähren."

Tiefer Schmerz erschien auf den Zügen des Grafen.

„Eure Heiligkeit," sagte er, „haben die Gnade gehabt, mir diesen Gedanken schon auszusprechen, als ich

das letzte Mal vor Ihrem Antlitz zu stehen das Glück hatte. Und weil ich vor diesem Gedanken erschrocken zurückbebte, weil ich in demselben schwere und drohende Gefahren für die Kirche und die Religion erblickte, hatten Eure Heiligkeit mir befohlen, mich in stiller Zurückgezogenheit in mich selbst zu versenken und über diese so schwere und verhängnißvolle Frage nachzudenken; — ich habe gethan, was Eure Heiligkeit mir befahlen. Ich habe gedacht und geforscht mit allen Kräften meines Geistes, ich habe gerungen im Gebet mit aller Kraft meines Glaubens, damit Gott mich erleuchten möge, damit ich das Recht erkenne und den Irrthum zu ergründen im Stande sei. Aber, heiligster Vater," fuhr er fort, „ich habe die Ueberzeugung, welche ich vor Eurer Heiligkeit auszusprechen mich erkühnte, nicht als Irrthum erkennen können, — je tiefer ich nachgedacht habe über die Stellung der Kirche unserer Tage, um so fester und kräftiger ist in mir die Ueberzeugung geworden, daß die Kirche nicht durch die starre, unbewegliche Autorität den Sieg über ihre Gegner erringen kann, — daß aber auch niemals der Augenblick günstiger gewesen ist, um ihr die Weltherrschaft wieder zu erobern, wenn sie die Bewegung der Geister erfaßt und leitet, wenn sie zurückkehrt zu dem Geist der Freiheit, den der Erlöser in seinem heiligen Blut die Welt durch-

strömen ließ. Denn der Geist ist die Bewegung, ist das Leben, ist die Freiheit, und wenn die Kirche der Bewegung, dem Leben und der Freiheit entgegentritt, so wird der Geist der Welt sich gegen sie wenden, sie wird erstarren und absterben, wie der Felsen, der starr und todt emporragt und dessen Gipfel sich mit Eis und Schnee bedeckt, die der Strahl der Sonne nicht mehr zu schmelzen vermag. Nicht in dem unbeweglichen Felsen, heiliger Vater, wohnt der Geist Gottes, er weht über die Erde in dem Hauch des Windes, der die Luft reinigt und erfrischt, er duftet empor aus dem Kelch der Blumen, er flammt nieder in dem Wetterstrahl, er ist überall da, wo Leben und Bewegung herrscht. Vor Allem aber wohnt er in dem schlagenden und fühlenden Menschenherzen, in dem vorwärts strebenden Menschengeist, dieser ungreifbaren, feinen und edlen Substanz, die nur wiederum durch den Geist erfaßt und geleitet werden kann. Und die Kirche, heiligster Vater," fuhr er immer begeisterter, immer glühender fort, „muß diesem Wesen der Gottheit entsprechen, sie darf sich nicht auf den todten, unnahbaren Felsen zurückziehen, sie muß das Leben, den Geist der ganzen Welt zu sich heranziehen, um ihn zu läutern und zu reinigen, um seinen Fortschritt und seine Bewegung führen zu können. Die Macht Eurer Heiligkeit ist groß und die Herzen

aller Gläubigen beugen sich ihr, aber diese Macht ist nicht groß genug, um das geistige Leben der Welt in starre und todte Formen zu bannen. Wenn Eure Heiligkeit dem Geiste voranschreiten, so werden Alle, auch die heutigen Feinde der Kirche, folgen müssen, und das Zeichen des Kreuzes wird im Geiste der Wahrheit den Geist der Lüge besiegen, wie der Erzengel den Fürsten der Hölle unter die Spitze seines flammenden Schwertes niederwarf, — wenn aber die Kirche dem Geist sich entgegenstellt, so werden auch Diejenigen irre werden, welche heute noch ihre treuesten Diener sind. Das ist meine Ueberzeugung, heiligster Vater, ich kann sie nicht ändern, so sehr ich geforscht und gerungen habe. Und aus dieser Ueberzeugung flehe ich Eure Heiligkeit an, das Konzil zu einer großen Vertretung der christlichen Weltgemeinde zu machen. Wenn sich das geistige Leben aller Völker in einem klaren Bilde vor Eurer Heiligkeit Blick darstellt, damit dann dieses Leben von dem apostolischen Stuhl aus durch die Bischöfe und Priester, je nach seiner nationalen Eigenthümlichkeit abgesondert, geregelt und gelenkt werden könne, — dann, heiligster Vater, wird die Kirche ein lebendiger Organismus werden, der wahre Leib Christi, von dessen heiligem Blut durchströmt, Leben wird aus allen Adern dieses Leibes nach dem Herzen hinfließen, Leben wird vom Herzen

aus wieder zurückgeführt werden, und dann wird der Papst, das Herz dieser großen, lebendigen Kirche, der Mittelpunkt und der Herr der Welt sein, gleichviel, ob das unmittelbare, kleine Stück Erde, das seinen Thron trägt, zugleich seiner weltlichen Herrschaft unterworfen ist oder nicht."

Der Papst sah wie erstaunt den Grafen an. Er hatte mehrere Male langsam den Kopf geschüttelt, während der Pater Bekx, die Hände faltend, mit scharfem, stechendem Blick zu dem Sprechenden hinübersah.

Pius IX. winkte leicht mit der Hand, als wolle er den Grafen veranlassen, weiterzusprechen und seine Gedanken bis zum letzten Ende vollständig zu entwickeln.

Nach einem tiefen Athemzug fuhr der Graf fort:

„Die Hauptstützen der Kirche, heiligster Vater, die Hauptorgane der verbindenden und einigenden Macht des Papstes sind die Bischöfe, welche unmittelbar in den Gemeinden der Gläubigen stehen und deren geistiges Leben aus der Nähe zu beurtheilen und zu führen im Stande sind. Die dogmatische Unfehlbarkeit des heiligen Stuhls aber greift tief in das freie Hirtenamt der Bischöfe ein. Die Bischöfe stehen unmittelbar den weltlichen Mächten gegenüber, welche Gewalt haben über alle äußeren Verhältnisse der Gläubigen ihrer Diözese.

An den Bischöfen liegt es, den Frieden mit diesen weltlichen Mächten zu erhalten und ihnen keine Gelegenheit zu geben, in das innere und freie Leben der Kirche einzugreifen. Können die Bischöfe, welche in den Glaubenssachen nur das Konzil über sich haben, dessen Theilnehmer sie sind, können sie sich unbedingt den dogmatisch unfehlbaren Aussprüchen des päpstlichen Stuhls unterwerfen, der doch keine unmittelbare Fühlung hat mit dem nationalen Leben und den besonderen Verhältnissen ihrer Sprengel? Und wenn sie es thun," fuhr er fort, „wenn sie um der Einigkeit der Kirche willen dieß neue Dogma annehmen, das ihre ganze Stellung in ihrem innersten Wesen verändert, werden sie nicht auch in eine ganz veränderte Stellung treten zu den weltlichen Mächten und zu ihren Diözesanen selbst, werden sie nicht die Eifersucht der Regierungen, das Mißtrauen der Gläubigen gegen sich hervorrufen, wird nicht Kampf und Zwietracht nach allen Seiten hin die Kirche in Noth und Gefahr stürzen, statt sie zu stärken und zum Siege zu führen? Heiligster Vater, ich sehe schwere, dunkle Zeiten vor meinem Geist heraufsteigen, — ich sehe den alten Bau in Trümmer sinken und nur nach schweren Kämpfen wird ein neuer Tempel aus neuen Steinen entstehen können, wenn nicht Eure Heiligkeit selbst die neue Zeit mit mächtiger Hand erfassen. Ich habe gegen Niemand,"

fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „über Das gesprochen, was in meinem Innern lebt, was ich erkenne mit meinem Geist und empfinde mit meinem glaubensvollen Herzen und was ich hier vor Eurer Heiligkeit auszusprechen für meine Pflicht halte. Ich werde wahrlich nicht Propaganda für meine Ansichten machen, ich werde sie tief in mich verschließen, ich bin ein einfacher, fehlbarer und demüthiger Christ und blicke voll tiefer Ergebung zu der unendlich höher erleuchteten Einsicht Eurer Heiligkeit empor. Aber ich flehe mit der ganzen Inbrunst meines Herzens, daß Gott, wenn meine Anschauung die richtige ist, derselben bei Eurer Heiligkeit Eingang geben möge, daß er mich aber, wenn ich mich täusche, endlich meinen Irrthum erkennen lasse, — was ich bis zu dieser Stunde zu thun nicht im Stande bin," fügte er mit leisem, aber festem und entschiedenem Ton hinzu.

Langsam näherte er sich dem Sessel des Papstes, ließ sich auf die Kniee nieder, faltete die Hände und senkte schweigend das Haupt auf die Brust.

Der Papst machte wie unwillkürlich eine Bewegung mit der Hand, als wolle er dieselbe zum Segen erheben, dann aber ließ er sie wieder auf die Lehne des Sessels herabsinken und sprach mit strengem Ton, aber immer noch wohlwollend zu dem Grafen herabblickend:

„Du bist kränker an Deiner Seele, mein Sohn, als wir geglaubt haben, und es erfüllt uns mit tiefem Schmerz, zu sehen, daß so höchst verderbliche Irrthümer Eingang in Deinen Geist gefunden haben. Wir müßten unser Antlitz von Dir abwenden und Dich den Strafen überlassen, welche die Kirche für alle solche ketzerische Irrthümer festsetzt. Aber," fuhr er in sanfterem Ton fort, „wir erinnern uns der großen Verdienste, welche Du Dir durch Dein treues und unermüdliches Wirken im Dienst der heiligen Religion erworben hast, — wir erinnern uns des Wortes des Heilandes, nach welchem mehr Freude im Himmel sein wird über einen zurückkehrenden Verirrten, als über hundert Gerechte, und deßhalb wollen wir das Urtheil der Verwerfung noch nicht über Dich aussprechen, wir wollen Dir Zeit geben, Deine Irrthümer zu erkennen und zu bereuen und Dich der besseren Erkenntniß zu öffnen, damit die reichen Kräfte, mit denen der Himmel Dich begnadigt hat, auch fernerhin wieder, wie einst, sich im Dienst unserer heiligen Sache entwickeln können. Darum geben wir Dir auf, hier in Rom zu bleiben und Dich vom Verkehr mit der Welt zurückzuhalten. Unser würdiger Bruder hier, dessen Geist eben so reich und kräftig ist, als sein Glaube kindlich und unerschütterlich, wird Dir zur Seite stehen, er wird Dich belehren, er wird Dich führen, und

seinem Eifer wird es gelingen, Dich zu der ersten Pflicht eines Streiters für die Kirche zurückzuführen, — zu dem schweigenden, selbstverleugnenden Gehorsam. Wir übergeben Dir, würdiger Bruder," fügte er, sich zu dem Pater Bekx wendend, hinzu, „diese kranke und irrende Seele, Du wirst sie uns geheilt und zu unserem Dienst gekräftigt zurückgeben."

Der Graf stand auf, stolzer Muth leuchtete aus seinen Augen, seine etwas gebeugte Gestalt nahm die ganze Elastizität früherer Tage wieder an und mit vollklingender, laut durch das ganze Gemach hin tönender Stimme sprach er:

„Ich hatte die Kraft meines Lebens dem Dienst der heiligen Kirche geweiht, und ich habe mich willig allen Anordnungen gefügt, welche die einzelnen Handlungen in diesem Dienst betrafen, so lange ich die freudige Ueberzeugung in mir trug, daß der Weg, auf dem ich voranging, wirklich zum Heile der Kirche führte. Diese Ueberzeugung, heiligster Vater, habe ich verloren, und so sehr ich mich vor Eurer Heiligkeit in tiefer Demuth beuge, so wenig kann ich mich in blindem Gehorsam dem ehrwürdigen Vater hier unterwerfen. Ich habe es gewagt, im Dienst der heiligen Sache, der ich mein ganzes Leben hingab, Menschenherzen, welche aus Gottes liebevoller Schöpferhand hervorgegangen sind, als Werk-

zeuge zu gebrauchen. Diese Herzen, unschuldiger und reiner vielleicht als das meine, sind gebrochen. Ich habe machtlos und verzweifelnd vor den Leichen Derer gestanden, welche meine Vermessenheit dem Tode weihte. Ich bin schaudernd und innerlich vernichtet vor den Folgen der Thaten zusammengesunken, welche ich aus freier, gläubiger Ueberzeugung gethan habe, und diese gläubige Ueberzeugung allein kann eine Rechtfertigung, eine Entschuldigung meiner Thaten sein. Aber, heiligster Vater," rief er, „sobald diese Ueberzeugung mir fehlt, kann ich kein blind gehorsames Werkzeug in einem Kampf mehr sein, von dem ich keinen Sieg voraussehe, und auch der ehrwürdige Pater hier wird es nicht vermögen, mir jene Ueberzeugung zu geben, nachdem ich sie vor dem Angesicht Eurer Heiligkeit selbst nicht habe gewinnen können."

Jetzt verschwand der väterlich liebevolle Ausdruck von den Zügen des Papstes, seine bisher so mild und sanft leuchtenden Augen schienen plötzlich eine tiefdunkle Farbe anzunehmen, sprühende Flammen blitzten aus denselben hervor. Er richtete sich aus seiner zurückgelehnten Stellung auf, hob die Hand wie abwehrend gegen den Grafen und sprach mit einer Stimme, die wie das Grollen eines fernen Wetters von den Marmorwänden des Gemachs wiedertönte:

„Du bist auf dem Wege, von dem schmerzlichen, aber verzeihlichen Irrthum zur Auflehnung überzugehen. Wir haben Dir jetzt nichts weiter zu sagen, wir geben Dir bis zum Abend des morgenden Tages Bedenkzeit, ob Du Dich unserem Urtheil unterwerfen, Dich der belehrenden und strafenden Zucht unseres würdigen Bruders hier hingeben willst, — wo nicht, so werden wir unser liebevolles und verzeihendes Antlitz von Dir abwenden und Dich dem Fluche verfallen lassen, der den abtrünnigen und aufrührerischen Söhnen der Kirche gebührt."

Er winkte mit der Hand; ein tiefer Athemzug hob die schwer arbeitende Brust des Grafen, seine Augen glänzten in düsterem Feuer. Er wollte sprechen, da fiel sein Auge auf den Pater Beckx, welcher ihn kalt und scharf ansah. Er schien das Wort von den bereits geöffneten Lippen zurückzurufen, beugte schweigend das Knie, berührte mit den Lippen das Kreuz des päpstlichen Schuhes und zog sich dann, rückwärts schreitend, nach der Thür des Gemachs zurück, immer den Blick tief eindringend, schmerzvoll und starr auf den Papst gerichtet.

Auch auf dem Antlitz Pius IX. lag schmerzliche Wehmuth, er schien mit sich selber zu kämpfen und ein Wort der Versöhnung schien auf seinen Lippen zu schweben, — aber er blieb stumm, er erhob die Hand nicht

wie ſonſt zum Segen und die lautloſe Stille wurde nur durch das Geräuſch der Thür unterbrochen, welche der Graf öffnete und welche ſich hinter demſelben wieder ſchloß.

Schweigend erwiederte der Graf die Grüße des dienſtthuenden Kämmerers, der ihn bis zur Thür des Vorzimmers geleitete, ſchweigend durchſchritt er die Vorhöfe, in denen unbeweglich, wie vorher, die Schweizergarden ſtanden, er erreichte ſeinen Wagen und fuhr ſchnell nach dem Hotel zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Der Erzbischof war in Rensenheim angekommen; mit seinem schönsten Viergespann hatte Graf Spangendorf ihn von der Bahnstation abgeholt und durch das blumen- und fahnengeschmückte Dorf, durch die zahlreiche, von allen Nachbarorten herbeigeströmte Menschenmenge nach dem Schlosse gefahren, wo der Kirchenfürst von der ganzen Familie, den Hausbeamten und der Dienerschaft am Thor des Schloßhofes empfangen und dann von dem Grafen und der Gräfin Spangendorf ehrfurchtsvoll in seine Zimmer geführt ward, während die Söhne des Hauses den geistlichen Rath, der den Erzbischof begleitete, nach der für ihn bestimmten Wohnung geleiteten. Der Erzbischof hatte mit der ganzen Familie eine Messe in der kleinen Schloßkapelle gehört, welche der Kaplan Haug gelesen, dann hatte er verschiedene Ortsgeistliche der Umgegend empfangen und all' den zahlreichen Bittstellern so viel als möglich Ge-

hör gegeben, welche sich gemeldet hatten, um ihm, dem obersten Hirten der Diözese, ihr bekümmertes und sorgenvolles Herz zu öffnen und von ihm Rath oder Trost zu erbitten.

Mit unermüdlicher Freundlichkeit und Güte hatte der hohe Diener der Kirche sie Alle angehört, die sich an ihn wendeten; Jeder war erfreut, getröstet und gestärkt von ihm gegangen und seine klaren, einfachen Worte hatten den bekümmerten Herzen reiche Wohlthaten gebracht. Es war ein schönes Bild, diesen Mann zu sehen, der aus dem preußischen Justizdienst sich verhältnißmäßig spät erst dem geistlichen Beruf zugewendet hatte, und der in seiner Erscheinung die Würde und den Ernst des Priesters mit der Feinheit und anmuthigen Liebenswürdigkeit des Weltmannes vereinigte, — wie er dastand in dem reich ausgestatteten Zimmer seiner Wohnung im Schlosse Rensenheim, bald eines gebrochenen Greises oder eines zitternden Mütterchens lange Erzählung mit unermüdlicher Geduld anhörend, bald eines unglücklichen Mädchens oder einer trauernden Wittwe leidenschaftlich bewegte Ergießungen sanft und milde beruhigend. Wer den Erzbischof einmal gesehen, konnte dessen so eigenthümlich anziehende und bedeutende Erscheinung gewiß nicht leicht wieder vergessen. Er stand hoch aufgerichtet, fest, sicher und gebietend da,

und doch lag in der Haltung dieser schlanken Gestalt in dem anschließenden bischöflichen Gewand zugleich wieder eine gewisse demüthige Bescheidenheit. Sein Kopf war etwas vorgeneigt nach der Brust hin, auf welcher das bischöfliche Kreuz funkelte; sein Gesicht von scharfem Schnitt mit stark vorspringender Nase, feinen Lippen, etwas eingefallenen Wangen und breiter, hoher Stirn mit dünnen, grauen Haaren erschien beim ersten Anblick fast streng und hart, und die klaren, hellen Augen blickten so scharf und durchdringend, daß sie bis in das Innerste Desjenigen sich zu senken schienen, mit dem der Erzbischof sprach. Wenn aber diese Augen und diese strengen Züge zuerst den einfachen Landleuten, die sich dem Erzbischof nahten, eine unwillkürliche Scheu einflößten, wenn seine kurzen, klaren und bestimmten Fragen leicht eine ängstliche Befangenheit hervorriefen, — so verschwand das Alles wieder, sobald der milde Glanz herzlicher und inniger Theilnahme seine Züge erleuchtete, sobald das ihm eigenthümliche weiche, fast kindliche Lächeln seine Lippen öffnete, sobald seine tiefe, sanfte Stimme ruhig freundliche Worte voll Klarheit und Wärme sprach.

Der Erzbischof hatte Alle empfangen, die sich bei ihm um Gehör bittend gemeldet; etwas erschöpft saß er in einem weiten, alten Lehnstuhl von geschnitztem Eichen-

holz mit dunkelviolettem Seidenpolster, das Haupt gegen die hohe Rücklehne gestützt, die Hände gefaltet und den Blick mit dankbarem Ausdruck aufwärts gerichtet, — als freue er sich, daß es ihm vergönnt gewesen, in der Ausübung seines priesterlichen Hirtenamtes so viel Segen zu spenden, so viel Trost und Erquickung in leidende und sorgende Menschenherzen zu gießen.

Der Graf Spangendorf hatte ihm auch seine Sorgen mitgetheilt. Er hatte ihm gesagt, daß sein Sohn Franz von ihm die Erlaubniß zu seiner Heirath mit einer unbekannten Römerin aus niederem Stand erbeten, — und so groß das Vertrauen des Grafen zu dem ernsten und tiefreligiösen jungen Manne war, so hatte er doch seine Besorgniß nicht verschwiegen, daß dessen jugendliche Begeisterung ihn über die Würdigkeit der von ihm Erwählten täuschen könnte. Mit noch tieferer Sorge und Bekümmerniß hatte dann der Graf von dem Entschluß Gabrielens gesprochen, sich in das Klosterleben zurückzuziehen: als guter Katholik hatte er zwar nicht gewagt, gegen diesen Entschluß Einwendungen zu erheben, allein er hatte dem tiefen Schmerz darüber Worte gegeben, daß seine einzige Tochter der Welt, die ihr so viel Genuß bot, und der Familie, die ihr so viel Liebe entgegentrug, sich für immer entziehen wolle, um sich viel-

leicht in später und vergeblicher Reue einst zu verzehren. Der Erzbischof hatte dem Grafen versprochen, die Sache zu erwägen und dann seinen Rath zu ertheilen, auch zur Ausführung desselben, wenn es nöthig sein sollte, seinen Einfluß eintreten zu lassen.

Nachdem er längere Zeit nachdenkend dagesessen, nahmen seine Züge den Ausdruck eines ruhigen, festen Entschlusses an, — er öffnete die Thür seines Vorzimmers und befahl dem dort zu seinem Dienste bereitstehenden Lakai, den Kaplan Haug zu rufen.

Nach wenigen Augenblicken trat der Pater in demüthig unterwürfiger Haltung in das Zimmer, näherte sich dem Erzbischof und küßte den Ring an dessen Finger. Dann trat er einige Schritte zurück und blieb, die Hände über der Brust gefaltet, in demüthiger Haltung stehen.

„Sie haben," sagte der Erzbischof sanft und freundlich, aber doch im Ton einer gewissen hoheitsvollen Zurückhaltung, — „Sie haben das Glück, im Kreise einer vortrefflichen und fromm gläubigen Familie zu leben, — Ihr Beruf muß leicht sein und Ihnen Freude machen?"

„Ich danke Gott, hochwürdigster Herr," erwiederte der Pater mit niedergeschlagenen Augen, „daß er mir diesen Beruf gegeben, und suche ihn nach meinen schwachen

Kräften würdig auszufüllen. — Auch hat," fuhr er fort, „der Herr meine Bemühungen gesegnet und es mir vergönnt, eine junge, reine und fromme Seele aus der Unruhe, Sorge und Versuchung der Welt dem reinen Dienste des Himmels zuzuführen."

Er neigte das Haupt auf seine gefalteten Hände.

Der Erzbischof zog die Augenbrauen ein wenig zusammmen.

„Der Graf Spangendorf hat mir von dem Entschluß seiner Tochter gesprochen, ihr Leben der klösterlichen Einsamkeit zu weihen, und er hat mir zugleich seinen Kummer darüber nicht verhehlt, wenn er auch ihrem freien Willen keine Schranke ziehen will, — ich habe mir vorbehalten, mit dem jungen Mädchen zu sprechen, wenn ich erst von Ihnen, der Sie ja der Beichtvater und geistige Beistand der Damen des Hauses sind, über den Seelenzustand und die Gründe des Entschlusses der jungen Gräfin unterrichtet sein werde."

Der Kaplan richtete langsam den Kopf empor. Ein schneller, fragender Blick schoß aus seinen Augen zu dem Erzbischof hin, — dann senkte er denselben wieder zu Boden und sprach mit leiser, demüthig bescheidener Stimme:

„Die junge Gräfin, hochwürdigster Herr, ist eine fein und zart empfindende Natur mit einer wunderbar

tiefen Glaubenskraft und mit einem Blick, der besonders geöffnet ist für die höchsten Geheimnisse der Religion. Sie hat kein Verständniß und Gefühl für die Freuden der Welt, ihr Herz sehnt sich nach dem Himmel, — und ich habe diese ihre Richtung sorgfältig gepflegt und entwickelt, um ein so reich für den Dienst der Kirche begabtes Wesen in seiner jungfräulichen Reinheit der sündigen Welt zu entziehen, — ich bin überzeugt, daß sie einst ein hochbegnadigtes Werkzeug im Dienste der heiligsten Jungfrau werden wird, — ein auserlesenes Gefäß für die Offenbarungen des heiligen Geistes."

Der Erzbischof schwieg einen Augenblick. In Gedanken versunken sah er vor sich nieder und bemerkte den stechenden, durchdringenden Blick nicht, mit welchem der Kaplan an seinen sinnenden Zügen hing.

„Sie wissen," sagte er dann, „daß es ein hochernster Entschluß ist, wenn ein junges Mädchen den Schooß seiner Familie verläßt und dem irdischen Beruf des Weibes entsagt, um sich und alles Das, was die Welt Glück nennt, dem Dienste der Kirche zu opfern."

Ein Strahl düsterer Glut zuckte aus dem Auge des Kaplans hervor.

„Ich habe geglaubt, hochwürdigster Herr," sagte er, das Haupt tief niederneigend, mit noch demüthigerem Ton, „daß dieß Opfer das edelste und zugleich Gott

wohlgefälligste sei, das der Mensch darzubringen vermag."

„Gewiß," erwiederte der Erzbischof ruhig und würdevoll, „ist es das edelste, höchste und reinste Opfer, sich selbst mit allen irdischen Wünschen, mit allen Hoffnungen auf irdisches Glück dem Himmel zu weihen. — Doch kann Gott an einem solchen Opfer nur dann Wohlgefallen haben, wenn es frei und freudig in voller Erkenntniß Dessen, was man dahingibt, gebracht wird. Gott hat keine Freude an einem gebrochenen, verzagenden Herzen; ein Herz, das später mit Reue und Verzweiflung sein Opfer zurückkaufen möchte, kann dem Dienste der Kirche keinen Nutzen bringen und für sich die Krone der himmlischen Verklärung nicht erringen. — Haben Sie die junge Gräfin ernst geprüft," fragte er, — „haben Sie ihr die ganze folgenschwere Wichtigkeit ihres Entschlusses klar gemacht, — damit die Kirche gewiß sein kann, ein freudiges, wohlgefälliges Opfer dem Himmel darzubringen?"

Der Kaplan schlug die Augen vor dem fragenden Blick des Erzbischofs nicht auf und blieb unbeweglich in seiner gebeugten Haltung.

„Ich habe geglaubt," erwiederte er bescheiden, aber mit einem etwas festeren Ton der Stimme, „nichts thun oder sagen zu sollen, was dieß junge und reine

Herz in seinem Entschluß beirren könnte, den ich als eine Eingebung des heiligen Geistes verehrte, welcher ja den jungfräulichen Seelen oft vorzugsweise in unmittelbarer Berührung nahe tritt. Ich habe geglaubt, daß ein Herz, welches sich Gott darbringt, nirgends besser bewahrt sein könne, als in dessen allmächtigen Händen."

So einfach diese Worte gesagt waren, so demüthig der junge Priester dastand, so schien der Erzbischof doch betroffen durch einen gewissen eigenthümlich selbstbewußten Klang der Stimme des Sprechenden.

Er blickte den Kaplan ernst und streng an.

Dieser stand, ohne eine Bewegung zu machen, vor ihm.

„Man kann Gott auf viele Weise und in jedem Lebensberufe dienen," sagte der Erzbischof, „wenn man die Pflichten erfüllt, welche die Gebote der Religion festsetzen, — aber man dient ihm am mindesten, wenn man Pflichten übernimmt, welche zu erfüllen die Kraft fehlt. — Hat die junge Gräfin," sagte er dann, „irgend einen Kummer, der ihr Herz belastet, der sie dazu treibt, Trost und Erleichterung in der Einsamkeit des Klosterlebens zu suchen? — ist etwa ihre Stellung in der Familie —"

„Gräfin Gabriele wird von ihrem Vater und auch von ihrer Mutter, obgleich diese kälter und zurück-

haltender ist, mit der zärtlichsten Liebe auf den Händen getragen," fiel der Kaplan schnell ein.

„Oder hat sie," fragte der Erzbischof weiter, „eine Neigung im Herzen, welcher unbesiegbare Hindernisse entgegenstehen?"

„Mir ist von einer solchen Neigung nichts bekannt geworden," erwiederte der Kaplan, ohne die Augen aufzuschlagen, ohne den Kopf zu erheben und ohne eine Bewegung zu machen.

Der Erzbischof machte einige Schritte durch das Zimmer.

„Dann geht also der Entschluß nur aus der wirklichen Begeisterung für die Religion und den Dienst der Kirche hervor," sagte er, vor dem Kaplan stehen bleibend, der seinen Bewegungen mit beobachtenden Blicken gefolgt war, — „und das ist," fuhr er fort, „der reinste, edelste und Gott wohlgefälligste Beweggrund eines solchen Entschlusses, — besser als Kummer, Verzweiflung und Lebensüberdruß, — aber," sagte er, den Kopf langsam neigend, — „sie ist noch sehr jung, ein Kind fast, sie darf noch keinen Entschluß fassen, der über ihr ganzes Leben entscheidet, — sie muß Zeit haben, sich ernstlich zu prüfen."

Er setzte sich nachdenklich in seinen Lehnstuhl nieder.

Ein feindlicher Blick schoß aus den Augen des Kaplans nach dem Erzbischof hin, — seine Lippen zuckten und verzogen sich zu einem häßlichen Lächeln, während er immer gebeugt dastand und mit unruhiger Spannung erwartete, daß der Erzbischof seine Rede fortsetzen würde.

Dieser schien nach einigen Augenblicken seine Gedanken geordnet zu haben.

„Das junge Mädchen soll noch ein volles Jahr," sagte er, „im Hause ihrer Eltern bleiben und in ihren bisherigen Verhältnissen unverändert fortleben, — ich werde den Grafen bitten, daß er sie während des Winters in die Welt und die Gesellschaft führe und der einsamen Zurückgezogenheit entziehe, — sie soll die volle Empfindung Dessen haben, was sie aufgeben will, und auch ihr Herz prüfen, ob es die Kraft habe, dem Reiz der irdischen Liebe, die ohne Zweifel an sie herantreten wird, zu widerstehen, und wenn sie nach Ablauf dieses Jahres, nachdem sie im vollen Strom des weltlichen Lebens gestanden hat, — wenn sie dann noch bei ihrem Entschlusse beharrt, dann mag sie ihr Haupt mit dem Schleier verhüllen, der sie für immer für die Welt sterben läßt, — dann wird ihr Herz stark und freudig sich dem Himmel weihen. Sie aber sollen während dieser Zeit," fügte er hinzu, „diese kindliche Seele sich

selbst überlassen und auf keine Weise auf ihre Entschlüsse einwirken, — nach Ablauf des Jahres werde ich prüfen und entscheiden."

Der Kaplan zuckte zusammen, sein Gesicht war bleich geworden, seine Lippen zitterten, — mit gewaltsamer Willensanstrengung hielt er sich in seiner gebeugten Stellung und heftete seine Augen fest auf den Boden.

„Hochwürdigster Herr," sagte er mit einem Ton, der schneidend und scharf aus seinem häßlich verzogenen Munde hervordrang, — „wenn nun im Lauf dieses Jahres die Lockungen der Welt Macht gewinnen über dieses junge, jetzt so reine und gottbegeisterte Herz, — wenn dem Himmel ein Rüstzeug verloren ginge, das er sich, wie ich überzeugt bin, ausersehen hat zu großen, herrlichen Offenbarungen, — wenn," fügte er mit bebender Stimme hinzu, — „die Arbeit verloren wäre, die ich in gläubigem Eifer an die Entwickelung und Bildung dieser Seele gewendet habe! —"

Der Erzbischof sah ihn befremdet an.

„Wenn in diesem Jahre der Selbstprüfung, das ich für die junge Gräfin angeordnet habe," sagte er mit Betonung, „die Welt mit ihren Freuden und Sorgen wieder Macht über ihre Seele gewinnt, — dann hat sie niemals den wahren Beruf für den Dienst

des Himmels gehabt, — dann ist es besser, sie bleibt in ihrem Lebenskreise und sucht sich durch die Ausübung der irdischen Pflichten des Weibes der Gnade Gottes würdig zu machen."

Er hatte ruhig und sanft, aber doch mit einer gewissen befehlenden Bestimmtheit gesprochen, welche andeutete, daß er sein letztes Wort gesagt und daß die Unterredung beendet sei.

Aber der Kaplan veränderte seine Stellung nicht. Auf seinem tief herabgeneigten Gesicht zuckten Blitze leidenschaftlichen Hasses und Zornes, — er athmete einige Male tief und schwer, als wolle er die mächtige Gährung in seinem Inneren gewaltsam beherrschen, dann sprach er, die Stimme noch mehr als sonst dämpfend, um deren feindlichen, fast grimmigen Ausdruck nicht hervortönen zu lassen:

„Darf ein guter Hirt ein Lamm, das er in seiner Obhut hat, den Wölfen preisgeben und dann erwarten, daß Gott ein Wunder thun solle, um es zu retten? — Wenn nun der Keim einer irdischen Liebe in dem Herzen der Gräfin ruhte, — müßte er nicht wachsen und treiben, wenn sie in die Welt eintritt, und wenn dort dieser Keim täglich neuen Sonnenschein und neue Nahrung erhielte, — während im kühlen Schatten heiliger Ein-

samkeit ihre Seele frei bliebe von allem Einfluß weltlicher Gefühle?"

„Sie haben mir gesagt," erwiederte der Erzbischof kurz, — „daß das Herz der Gräfin frei von aller Neigung sei."

Der Kaplan preßte einen Augenblick die Lippen aufeinander, als suche er eine Antwort.

„Wer vermag die innersten Tiefen eines jungen weiblichen Herzens vollständig zu ergründen?" sagte er dann, — „der Keim irdischer Lust liegt in jeder Menschenbrust, — und ich habe geglaubt," fuhr er mit lauterem und bestimmterem Ton fort, „daß es die heilige Aufgabe der Diener der Kirche wäre, aus würdigen und auserwählten Herzen solche Keime, die ja zugleich auch Keime der Sünde sind, zu entfernen, um dem Dienste des Himmels würdige Gefässe zu bilden. Ich habe geglaubt," sprach er, das Haupt erhebend und den bisher niedergeschlagenen Blick scharf und durchdringend auf den Erzbischof richtend, „daß in unseren Zeiten, in welchen von allen Seiten her die Feinde der Kirche heranstürmen, in welchen alle weltlichen Mächte, untereinander verbündet, die Tempel und Altäre bedrohen, — daß in diesen Zeiten die Priester der Kirche Alles aufbieten müssen, um immer mehr glaubensstarke Seelen für den unmittelbaren Dienst Gottes zu gewinnen, —

ich habe geglaubt, daß es meine Pflicht als Priester sei, da eine solche reine und begeisterte Seele mir entgegentrat, sie so viel als ich es vermochte vor der Berührung der Welt zu hüten und sie so schnell als möglich ihrem heiligen Berufe zuzuführen."

Der Erzbischof blickte kalt und streng auf den Kaplan, der weiche und sanfte Ausdruck verschwand vollständig von seinen scharfgeschnittenen Zügen und er sprach mit einem Ton, der jeden Widerspruch ausschloß:

„Sie haben geirrt, — in gutem Glauben geirrt, — unsichere und unklare Seelen in übereiltem Entschluß dem Dienste der Kirche zuzuführen, bringt derselben keinen Gewinn, — ich habe Ihnen meinen Willen verkündet, — ich werde auch dem jungen Mädchen und ihren Eltern dasselbe sagen, — gehen Sie hin und thun Sie, wie ich geboten."

Der Kaplan richtete den Kopf empor, über sein vom Zorn verzerrtes Gesicht flammte eine helle Röthe, seine blitzenden Augen sprühten Flammen, seine weißen Zähne traten spitz und scharf unter den geöffneten schmalen Lippen hervor und mit einer rauh und heiser klingenden Stimme sprach er:

„Und wenn nun diese Seele, die ich für den Himmel gewann, an die Welt verloren geht, — wenn meine Arbeit umsonst war und ich ihre Frucht nicht

aufweisen kann, wie wird man in Rom vor dem Stuhle des heiligen Vaters darüber urtheilen? Wollen Eure erzbischöfliche Gnaden dort die Verantwortung für den Verlust tragen, den die Kirche erleiden kann und den ich nicht verschuldet habe, — wollen Sie, hochwürdigster Herr, dort mein Verdienst, das Verdienst eines armen, niedrigen Priesters, das Sie mir heute nehmen, zu Anerkennung und Geltung bringen?"

Der Erzbischof richtete sich hoch auf. Ein durchbohrender Blick voll Hoheit und Würde traf den vor Erregung bebenden Pater, und er sprach, leicht die Hand mit dem Fischerring gegen ihn erhebend:

„Großer Eifer im Dienst der Kirche ist löblich, — selbst wenn er zu weit geht in glaubensvoller Begeisterung, — wenn dieser Eifer aber sich selbst als Verdienst betrachtet, — wenn er Lohn und Anerkennung sucht, — wenn er zur Verletzung der ersten und heiligsten Priesterpflicht, des Gehorsams, führt, — dann ist er fehlsam und strafbar."

Der Kaplan hatte seine Aufregung gewaltsam niedergekämpft, — er wollte sprechen.

„Schweigen Sie!" rief der Erzbischof laut und befehlend, — „erwarten Sie die Buße, die ich über Sie verhängen werde, — und hüten Sie sich, — hüten Sie sich, gegen meine Befehle zu handeln!"

Er winkte mit der Hand, — der Kaplan verbeugte sich, die Hände über der Brust gefaltet, demüthig und ging hinaus.

Als sich die Thüre des Vorzimmers hinter ihm geschlossen, blieb er einen Augenblick stehen. Ohne sich ganz aus seiner gebeugten Haltung aufzurichten, wendete er den Kopf zurück, ein unbeschreibliches Lächeln fuhr wie ein düsteres Wetterleuchten über sein Gesicht, — er erhob die geballte Hand und flüsterte mit leiser, zischend aus den Lippen hervordringender Stimme:

„Den Gehorsam für uns, — die wir die Fußschemel ihrer Macht und Herrlichkeit sein sollen; — nur Geduld, ihr stolzen Kirchenfürsten, — der übermüthige Trotz auf eure bischöfliche Gewalt wird auch gebrochen werden, eure hochgetragenen Häupter werden in den Staub gebeugt werden, wenn man von euch auch den Gehorsam fordern wird, — es ist wahrlich Zeit, daß die Geißel der Zucht über euch geschwungen werde!

„Und diese Seele," fuhr er, mit glühenden Blicken, tief aufathmend fort, — „die ich mir gebildet und geformt, — die ich mir erzogen zu einer schönen, süßen und verborgenen Blüte meines Lebens, — sie sollte mir entrissen werden, — sie sollte in dem großen Garten der Welt für Andere blühen, — für Andere, denen

das Leben alle seine Freuden bietet, während mir nur die Entbehrung, die Entsagung bleibt! —

„Nein, — nein," sagte er, die Hände auf die Brust pressend und seinen schlanken Körper in sich zusammenschmiegend, — „nein, — sie ist mein, — und Niemand soll sie mir entreißen!"

Er warf noch einen Blick voll Haß und wilder Drohung nach der Thür zurück und ging dann leisen Schrittes über den Korridor nach seiner Wohnung hin.

Der Erzbischof hatte seinen Beschluß der Gräfin Gabriele mitgetheilt und sie hatte denselben mit der demüthigen Ergebung entgegengenommen, welche bei dieser frommen und tiefgläubigen Seele dem Willen des hohen Kirchenfürsten gegenüber natürlich war.

Der Graf und die Gräfin Spangendorf dankten dem Erzbischof auf das Innigste für die von ihm getroffene Entscheidung, welche wenigstens die Möglichkeit offen ließ, daß ihr geliebtes Kind von seinem düsteren Entschluß zurückkäme und dem Leben der Welt und der Familie erhalten bliebe.

Bevor man sich zu dem späten Diner begab, zu welchem mehrere der Familie nachstehende große Grundbesitzer der Umgegend und einzelne Freunde aus Düsseldorf geladen waren, hatte der Erzbischof den Grafen Franz aufgefordert, mit ihm einen Spaziergang durch

den Park zu machen, um, dem Wunsche der Eltern entsprechend, auch in der Herzensangelegenheit des jungen Mannes seinen Rath geben zu können.

Graf Franz stieg mit sehr gemischten und durcheinander wogenden Gefühlen an der Seite des hohen Prälaten die Schloßtreppe nach dem Park hinab. Er fühlte, daß der Erzbischof, dem sein Vater jedenfalls Alles, was seine Familiensorgen betraf, anvertraut hatte, mit ihm über seine Liebe und deren Wünsche und Hoffnungen sprechen würde, — er scheute dieß nicht, denn er fühlte sich kräftig und stark, auch selbst der Ermahnung aus so ehrwürdigem Munde gegenüber das Gefühl seines Herzens zu vertheidigen. Dann aber gedachte er auch des Auftrags, welchen der Kardinal Monaco ihm gegeben und zu dessen Ausführung sich hier eine so unmittelbare Gelegenheit bot. Aber gerade dieser Auftrag, der ihm früher so ehrenvoll erschienen war, der seinen Geist so freudig beschäftigt hatte, drückte ihn jetzt nieder und engte sein Herz in angstvoller Beklemmung ein. Es erschien ihm fast als ein vermessener Frevel, daß er, der junge Mensch ohne Weltkenntniß und Erfahrung, prüfend und urtheilend diesem hochbegabten Würdenträger der Kirche gegenübertreten sollte in einer der hochwichtigsten Fragen des kirchlichen Lebens. Er zweifelte, daß er jemals die Kühnheit haben werde,

das Gespräch mit dem Erzbischof auf die Gegenstände zu führen, über welche er in Rom berichten sollte, und er zweifelte noch mehr daran, daß dieser in Alter und Stellung ihm so hoch überlegene Mann jemals ihm, dem geistig fast Unmündigen gegenüber ein solches Gespräch annehmen werde.

Mit würdevoller Freundlichkeit nahm der Erzbischof, als sie unter die Allee des Parks getreten waren, die Herzensangelegenheit des jungen Mannes auf. Er ließ sich von demselben genau und eingehend über das Leben, die Vergangenheit und Verhältnisse seiner Geliebten berichten, er ermahnte ihn ernst, seine Gefühle scharf zu prüfen und auch über die Würdigkeit seiner Geliebten, welche er aus fremden Verhältnissen, aus einem fremden Lande in seine Familie einführen wolle, ohne Leidenschaft, ohne Illusion sich Klarheit zu verschaffen.

Und der junge Graf schilderte in so glühender Begeisterung, mit so tiefsinnigem Gefühl alle Eigenschaften Derjenigen, welcher er die ganze Liebe seines Herzens geweiht hatte, er erzählte so ausführlich, so eingehend von ihrem Leben und all' ihren Verhältnissen, zeigte so viel festes und unerschütterliches Vertrauen zu seiner Geliebten, daß der Erzbischof, indem sein Blick wohlgefällig auf dem schönen jungen Mann ruhte, mehrmals

leise das Haupt neigte, als ob in seinem Inneren die Zustimmung zu dem Wunsche des Grafen mehr und mehr Platz gewänne.

Als der junge Mann seine Mittheilung beendet, sagte der Erzbischof mit sanfter Stimme:

„Einem so wahren, innigen und tiefen Gefühl, wie es aus Ihren Worten spricht, entgegenzutreten, mag ich nicht unternehmen. Ein solches Gefühl muß seinen eigenen Weg gehen, und wenn es zu Schmerzen und Leiden führt, so kommen dieselben aus der Hand Desjenigen, der die Gefühle der guten, frommen und gläubigen Herzen beherrscht, und werden auch bei ihm Trost und Linderung finden. Ich will also nicht weiter gegen Ihren Wunsch sprechen, aber auf Eins muß ich Sie aufmerksam machen, nicht als ob es ein unübersteigliches Hinderniß wäre, aber dennoch muß es beachtet und erwogen werden: das ist die tiefe Kluft des Standesunterschiedes zwischen dem Sohne des Grafen Spangendorf und der Tochter des niederen Volks eines fremden Landes. Ich bin ein Priester der Kirche, vor deren heiligem Altar die Bettler und die Könige gleich sind, und welche mit gleicher Liebe alle Stände umfaßt, dennoch aber haben die Unterschiede, welche tausendjährige Rechte, Sitten und Gewohnheiten zwischen den verschiedenen Menschenklassen aufgerichtet, ihre berechtigte

Bedeutung. Und Sie müssen sich prüfen, ob Sie sich stark genug fühlen, auf die Dauer allen den Vorurtheilen gegenüberzutreten, denen Sie auch bei der Zustimmung Ihres Vaters und Ihrer Familie in der Welt begegnen werden, in der Sie geboren sind und bis jetzt gelebt haben."

„Hochwürdigster Herr," erwiederte Graf Franz, „nach dem Erbrecht der Erstgeburt, welches in meiner Familie herrscht und welches ich als ein segenvolles Mittel zur Erhaltung der Familie verehre, fällt die ganze Besitzung unseres Hauses an meinen Bruder, und was mein Vater mir hinterlassen, was mein Bruder mir gewähren kann, ist nur wenig, sehr wenig im Verhältniß zu dem Namen, den ich trage, — ich muß, um diesem Namen Ehre zu machen und ihn auch äußerlich würdig zu vertreten, mir selbst eine Stellung in der Welt erwerben. Damit aber, wie ich glaube, hochwürdigster Herr, erwächst mir auch das Recht, mein Glück mir selbst zu gründen und aufzubauen, wie ich es verstehe und erfasse, und mich nicht von Vorurtheilen beengen und beschränken zu lassen, für welche in meiner Lebensstellung mir kein Ersatz geboten wird. Ich stehe im Dienst Seiner Heiligkeit des Papstes und ich hoffe, in diesem Dienst mir eine Carrière und eine geachtete und würdige Stellung zu schaffen. Darin wird mir meine

Verbindung mit der Tochter des römischen Volkes nicht hinderlich sein und ich darf sogar annehmen," fügte er schnell hinzu, „daß meine Wünsche in den dort maßgebenden Kreisen Billigung und Unterstützung finden werden, — eine Andeutung des Kardinals Monaco läßt mich das hoffen."

Der Erzbischof warf einen schnellen, scharfen Blick auf das bewegte Gesicht des jungen Mannes. Ein Gedanke schien in ihm aufzusteigen.

„Sie stehen dem Kardinal Monaco näher?" fragte er langsam.

„Nicht näher," sagte Graf Franz mit einer gewissen Verlegenheit, „wie könnte das der Fall sein zwischen dem jungen, unbedeutenden Offizier und dem so hochstehenden Fürsten der Kirche? Der Kardinal ist gnädig gegen mich und hat mir zuweilen die Ehre erzeigt, sich mit mir zu unterhalten. Und das macht mich glücklich," fuhr er in warmem Tone fort, während der Blick des Erzbischofs forschend auf ihm ruhte, „denn ich bin tief durchdrungen von Bewunderung und Verehrung für jene gewaltige, die Geister beherrschende und die Herzen durchdringende Macht, welche in Rom, diesem heiligen Mittelpunkt der die Welt umfassenden Kirche, sich vereint. Als ich zuerst dorthin kam, war ich geblendet von dem hellen, schimmernden Licht, das mir

entgegenstrahlte. Allmälig habe ich mehr und mehr gelernt, dieses Licht wie durch ein Prisma zu betrachten, sein mächtig überwältigender Strom theilt sich in verschiedene Strahlen, und diese Strahlen, wenn sie reiner und schärfer erkennbar werden, sind doch darum nicht minder glänzend, nicht minder erwärmend und belebend. Und, hochwürdigster Herr," fuhr er in überströmendem Gefühl fort, „wenn die ganze Welt dieses so vielfarbige, herrliche Licht empfinden könnte, das von dem Thron des heiligen Vaters ausstrahlt, wie bald würde aller Zweifel, aller Abfall verschwinden! Aber," sagte er traurig, „wie matt, wie gebrochen dringt dieses Licht durch die auf und nieder wallenden Nebel nach den Fernen hin! Welcher Segen, welches Glück wird die Welt durchströmen, wenn alle Hirten der katholischen Völker sich um den Stuhl St. Peter's vereinigt haben werden, um sich selbst mit seiner heiligen Ausströmung zu erfüllen und dieselbe wieder zurückzutragen in ihre Gebiete!"

Der Erzbischof blickte in tiefem Ernst sinnend zu Boden.

„Mein junger Freund," sagte er dann, indem er einen Augenblick stehen blieb und das Auge mit einem liebevollen, fast wehmüthigen Blick auf den Grafen richtete, „ich freue mich Ihrer jugendlichen Begeisterung

für unsere heilige Kirche und für den glänzenden Mittelpunkt ihrer Gliederung, aber ich glaube nicht, daß das reine, ewige Himmelslicht des Glaubens durch die Entfernung gebrochen und geschwächt werde. Dieß Licht strahlt uns hier im kalten Norden eben so hell und warm als dort, wo der reine blaue Himmel sich über der Kuppel von St. Peter wölbt. Aber freilich," fuhr er fort, indem er, wie seinen eigenen Gedanken folgend, zu den hohen, herbstlichkahlen Bäumen hinaufblickte, „jene vielfarbigen, blendenden und schimmernden Lichter, welche den Thron des Apostelfürsten umspielen, sie dringen nicht bis zu uns her, sie sind nicht für unsere Sinne und unsere Luft gemacht, darum aber ist der Glaube hier nicht schwächer, — vielleicht ist er noch inniger, noch treuer und überzeugungsvoller."

„Aber wenn erst," rief Graf Franz, wie von einem plötzlichen Entschluß bewegt, „wenn erst, hochwürdigster Herr, durch das Konzil die volle Einheit der Kirche wiederhergestellt sein wird, wenn das Wort des heiligen Vaters mit seiner unfehlbaren Wahrheit von Neuem die ganze katholische Welt durchdringen wird und jene herrlichen, das Herz erwärmenden und begeisternden Strahlen die ganze Welt erfüllen, dann werden die Mächte der Welt sich wieder von Neuem in Demuth beugen dem siegreichen Gebot der festgeeinigten Kirche."

Es zuckte einen Augenblick in eigenthümlicher Bewegung über das Gesicht des Erzbischofs. Er erhob leicht die Hand und schien ein ernstes Wort der Erwiederung sprechen zu wollen, da fiel sein Blick auf das jugendliche, fast noch kindliche Gesicht des Grafen — und seine Lippen schlossen sich wieder, seine Hand sank herab und seine Augen ruhten lange mit sinnendem Ausdruck auf dem jungen Mann.

„Die Kirche, mein junger Freund," sagte er dann, „ist einig und gleich für die ganze Erde, und ihr Mittelpunkt ist der heilige Vater auf dem Stuhl des Apostelfürsten, der Erste unter den Bischöfen, den Priester und Laien in tiefer Demuth verehren als den obersten Hirten, als den Wächter und Beschützer des Glaubenshortes und der Gnadenmittel der Kirche, — so," fuhr er fort, indem sein Blick sich zum Himmel erhob, — „so ist auch die Sonne nur ein einziges und einiges Gestirn, dessen Strahlen aus dem einen brennenden Herd auf die Urwälder der Tropen und auf die Eisberge des Pols herableuchten, in die tiefen Schluchten sich senken und die Gipfel der Berge vergolden. Ueberall rufen diese Strahlen treibendes und blühendes Leben hervor, — aber dieß Leben gestaltet sich verschieden, — so tausendfältig anders und verschieden, je nach dem Boden, aus dem es hervorwächst. Derselbe Strahl desselben

Tagesgestirns, der den Keim der schlanken Palme weckt, daß er den zum Himmel aufwachsenden Riesenbaum emportreibt, — der den Kelch der Lotosblume öffnet, — er ruft auch unsere Bäume und Blumen aus dem Schooß der Erde, — er läßt auf den Schneeflächen des Nordens die zierlichen Moose wachsen und schmückt die starrenden Gipfel der Felsen mit Alpenrosen und Edelweiß. Der himmlische Lichtstrahl erweckt überall das Leben, überall blüht es aus dem irdischen Staub unter dem Kuß des Lichts dem Himmels entgegen, — aber es kann nur treiben und blühen, was der Schöpfer in seiner ewigen, unerforschlichen Weisheit in den Staub als Lebenskeim gelegt hat, — er aber, der große Herr und Vater der Welt, hat an des Mooses unscheinbar niedrigem Gewächs die gleiche Freude, wie an der glühenden Pracht der Blätter und Blüten des reichen Südens.

„Sehen Sie," sprach er weiter, „diese mächtige Eiche, — den Baum unseres deutschen Vaterlandes, — der fest und stark seine Wurzeln in unsere Erde treibt, können Sie ihn behandeln wie die Orangenbäume, die unter dem sonnigen Himmel Italiens wachsen, — oder können Sie jene Bäume hier in das Land der rauhen Winde verpflanzen?"

In tiefer Bewegung hörte Graf Franz dem Erz-

bischof zu; bei dessen letzten Worten wendete er sich zu der mächtigen tausendjährigen Eiche, welche an der Seite der Allee stand und ihre breiten Zweige mit dem wenigen gelben Laube weit umher ausdehnte. Er sah den großen königlichen Baum in tiefe Gedanken versunken an, als fände er in dessen kräftiger Verästung die Erläuterung zu den Worten des Erzbischofs.

Dieser, den der Gegenstand über die Grenzen des Raums und des Augenblicks fortgerissen zu haben schien, fuhr langsam fort:

„Die Sonne mit ihren belebenden Licht- und Wärmestrahlen, das ist die einige heilige katholische Kirche, — der Boden mit den so verschiedenartigen Keimen, den sie bestrahlt und befruchtet, — das sind die Völker der Erde, — ebenso tausendfach verschieden in ihrem Wesen wie die Erde, auf der sie leben, und wie die Bäume und Blumen, welche diese Erde emportreibt. Wie die Sonne nichts Anderes aus dem im irdischen Staube ruhenden Keim hervorziehen kann, als was des Schöpfers Hand in denselben hineingelegt, so kann auch die Kirche nur das aus den Völkern machen, wozu sie ihrer Natur nach berufen sind, — auch die Blüten der menschlichen Seelen sind verschieden, — und auch über alle diese so verschiedenen Blüten hat Gott die gleiche Freude,"

sprach er, indem ein mildes, liebevolles Licht von seinem Gesicht strahlte.

„Und über diese Keime, über ihre Entwickelung zu wachen, sie nach ihrer Eigenart zu pflegen und zu behüten," fuhr er dann fort, — „das ist die Aufgabe der Bischöfe, die wie kluge und sorgsame Gärtner jeder Pflanze die Bedingungen ihres Lebens, ihrer schönsten und reichsten Entfaltung gewähren müssen, — aber die niemals im Stande sein werden, sie alle nach einer gleichen und unabänderlichen Art zu behandeln."

„Hochwürdigster Herr," rief Graf Franz lebhaft, — „wie soll ich Eurer erzbischöflichen Gnaden danken, daß Sie von Ihrer Höhe zu mir herabsteigen und mit so einfachen und doch so lichterfüllten Worten mir den Blick für die heiligen Wahrheiten öffnen, die mir verborgen waren?"

Der Erzbischof ließ das Auge, das noch immer aufwärts gerichtet zum Himmel emporgeblickt hatte, sanft auf den jungen Mann herabsinken.

Mit eindringendem, warmem Ton sagte er:

„Das Licht der Kirche, mein Sohn, welches überall die menschlichen Seelen zur Blüte des Glaubens und der christlichen Liebe entwickeln soll, strömt von dem Stuhl des heiligen Vaters aus, — aber dieser licht-

volle Mittelpunkt, der Kirche ist umgeben von so vielen Elementen, welche die Lebensbedingungen ihrer eigenen Existenz auf weit entfernte, selbstständige und eigenartige Verhältnisse übertragen möchten und welche die Macht der Kirche zu stärken glauben, indem sie das Leben der Völker überall nach gleicher Norm und Regel lenken, — indem sie die Bischöfe aus freien Hirten der Kirche zu willenlosen Werkzeugen ihrer Herrschaft machen wollen, — indem sie versuchen," fügte er mit einem Lächeln voll sanfter, feiner Ironie hinzu, „den Eichbaum zu behandeln wie die Orangen und die Palmen."

Er trat zu dem Grafen heran und legte die Hand auf dessen Schulter.

„Sie sind," sagte er, „vor vielen Anderen ausgerüstet mit heiliger, eifriger Glaubenstreue, und wo der rechte, wahre und lebendige Glaube ein Herz erfüllt, da ist auch Erleuchtung und klarer Blick vorhanden, — darum glaube ich, daß Sie ein Verständniß haben für die Lage und das Bedürfniß der Kirche in unserer Zeit. Sie haben mit Ihrem jungen, empfänglichen Blick den Farbenschimmer gesehen, der das strahlende Licht der Kirche in seinem Mittelpunkt umgibt, — Sie sind geblendet worden von dem so vielschimmernden Glanz, — aber Sie haben noch die reine Empfindung nicht verloren für das einfache, wirklich belebende und er-

wärmende Licht der ewigen Wahrheit, Sie werden es verstehen, daß die katholischen Völker und ihre Hirten sich zwar in tiefer Demuth beugen vor dem Regiment, das der heilige Vater über die Kirche führt als Nachfolger des Apostels, zu dem der Herr sprach: ‚Waide meine Schafe!' — aber Sie werden auch verstehen," fuhr er mit erhöhtem Ton fort, indem sein Auge in stolzem Feuer aufleuchtete, „daß die Völker von ihren eigenen Hirten jenem ewigen Licht zugeführt werden müssen, und daß diese Hirten nicht in der schwierigen Ausübung ihrer Pflichten bis in die kleinsten Dinge hinein von Denen beaufsichtigt und gemeistert werden dürfen, welche sich zu ausschließlichen Trägern und Vertretern des in den Händen des heiligen Vaters ruhenden Kirchenregiments machen möchten, — und welche," sprach er noch lebhafter, indem eine leichte Röthe sein bleiches Gesicht überflog, — „die dogmatische Unfehlbarkeit der Aussprüche des heiligen Vaters verkünden wollen, um unter dem Schilde dieser Unfehlbarkeit die freien Hirten der Kirche, — die nationalen Bischöfe zu widerstandslosen Dienern der römischen, der italienischen Kurie zu machen.

„Ich freue mich," sprach er dann in sanfterem Ton, „daß Sie mehr wie sonst junge Leute Ihres Alters und Standes mit Ihren Gedanken in das innere

Wesen des kirchlichen Völkerlebens einzubringen versucht haben, daß Sie sich so tief haben durchdringen lassen von der Ueberzeugung der Nothwendigkeit einer einigen, die Welt umfassenden Kirche, — aber, mein junger Freund, — vergessen Sie niemals, daß nur das einfache, reine Licht der Kirche gemeinsam sein kann, nicht das bunte, prismatische Farbenspiel, welches den Herd jenes Lichtes umgibt, und," — fügte er ernst und feierlich hinzu, „vergessen Sie nie, daß unsere deutsche Eiche deutschen Boden und deutsche Luft verlangt und niemals von römischer Gartenkunst nach den Regeln behandelt werden kann, welche für Myrten und Orangen gelten, — wenn sie nicht verkümmern, — von Wucherpflanzen erstickt werden — und absterben soll."

Graf Franz ergriff in tiefer Bewegung ehrfurchtsvoll die Hand des Erzbischofs und drückte seine Lippen auf den Fischerring.

„O ehrwürdigster Herr," rief er, — „tief und unauslöschlich gräbt sich Ihr Wort in meine Seele, — ich werde niemals diesen Augenblick vergessen, — ich werde der Eiche treu bleiben und dem heiligen Boden des Vaterlandes, auf dem sie erwächst! — und, — o mein Gott!" rief er in überströmendem Gefühl, — „ich kam hieher, — um — ich muß Ihnen sagen —"

Der Erzbischof wehrte mit der Hand ab.

„Sagen Sie mir nichts, mein Sohn, — denken Sie über Alles nach, was ich Ihnen gesagt, — ich habe Ihnen viel Wichtiges und hoch Bedeutungsvolles ausgesprochen, was noch nie einem Jüngling gegenüber auf meine Lippen getreten ist, weil ich Sie für hochbegnadigt an Glauben, wie an der aus dem Glauben sprießenden Erkenntnißkraft halte. Durchdringen Sie sich mit den Wahrheiten, für welche ich Ihnen den Blick geöffnet, — und wenn Sie," fügte er mit kaum merklicher Betonung hinzu, — „wenn Sie Gelegenheit haben, — wie Sie mir gesagt, — von großen Würdenträgern in der Umgebung des heiligen Stuhles gehört zu werden, — so sprechen Sie die Wahrheit, welche Ihre Seele durchdringt, frei und offen aus, — Gott wirkt oft Großes durch die Schwachen, — wenn jene Wahrheit dort erkannt wird, so wird großes Unheil, große Bedrängniß von der Kirche abgewendet werden können."

Graf Franz legte wie betheuernd die Hand auf die Brust, — der Erzbischof machte segnend das Zeichen des Kreuzes gegen ihn, — dann wendete er sich zur Rückkehr nach dem Schlosse und berührte auf dem ganzen Wege die bisherigen Gegenstände ihrer Unterhaltung nicht mehr, sondern sprach in leichter, gefälliger Weise von allen möglichen verschiedenen Gegenständen

in kurzen, treffenden Bemerkungen, bald ernst, bald heiter, — immer aber das Nachdenken des jungen Mannes anregend und dessen Blicken neue und interessante Gesichtspunkte öffnend.

Eine Stunde später versammelte sich die Familie mit ihren Gästen zum Diner in dem großen Saale des Schlosses, und was das sonst so einfache gräfliche Haus an Pracht und Glanz entwickeln konnte, war aufgeboten worden zu Ehren des hochverehrten Erzbischofs. Alles war heiter und glücklich, — der Graf und die Gräfin, weil sie ohne Zweifel und Bedenken ihre Zustimmung zu den Wünschen ihres jüngeren Sohnes hatten geben können, nachdem ihr ältester Erbe ihnen die seit lange wie ein eigenes Kind geliebte Nichte als seine künftige Gemahlin zugeführt, — weil sie sicher waren, ihre Tochter Gabriele wenigstens ein Jahr noch bei sich zu behalten und weil sie hoffen konnten, dieselbe während dieser Zeit von ihrem entsagungsvollen Entschluß zurückzubringen. Graf Franz war glücklich über die Erfüllung seiner Wünsche, — aber über seinem von reiner Freude strahlenden Gesicht lag eine Art von ernster, feierlicher Verklärung und oft blickte er, in tiefem Nachsinnen leise die Lippen bewegend, vor sich nieder, — auf wiederholte Anrede erst emporfahrend und die an ihn gerichteten Worte beantwortend.

Graf Xaver und Fräulein Josephine aber, deren Verlobung vor dem Diner proklamirt war und deren Ringe der Erzbischof mit wenigen herzlichen Worten geweiht hatte, waren ein Bild lachenden, sonnigen Glückes, sie flüsterten mit einander in scherzender Neckerei, — oft in fröhlichem Streit sich entzweiend und eben so oft wieder mit liebevollen Blicken und flüchtig verstohlenem Händedruck sich versöhnend.

Der Lieutenant von Rothenstein war auf die dringende Einladung des Grafen zum Diner wieder herausgekommen, — er saß in düsterem Ernst da, seufzend blickte er auf das junge glückliche Paar hinüber und nur selten streifte sein traurig verschleiertes Auge die junge Gräfin Gabriele, welche, ganz weiß gekleidet, ruhig, still und ergeben dasaß und die Blicke nur aufschlug, um sie voll andächtiger Verehrung auf den Erzbischof zu richten, der in der Mitte der Tafel durch seine in reicher, geistvoller Vielseitigkeit und mit feinem, attischem Witze geführte Unterhaltung Alle entzückte und belebte.

Der Kaplan saß stumm und demüthig am unteren Ende der Tafel, kaum die Speisen berührend und nur von Zeit zu Zeit ein Glas mit klarem Wasser an seine Lippen führend.

Als die Tafel beendet war, strahlte Fackelglanz vom Garten herauf. Es waren die Einwohner von

Renſenheim und den umliegenden Ortſchaften, welche gekommen waren, um dem Oberhirten ihrer Diözeſe ihre Verehrung zu bezeigen.

Zugleich begann ein vollſtimmiger Männerchor verſchiedene Lieder zu ſingen, welche in ihrem Inhalt mehr oder weniger Bezug auf die Anweſenheit des Kirchenfürſten hatten.

Der Erzbiſchof trat an's Fenſter, den in ihrer einfachen Ausführung ſo ſchönen und ſo innig ergreifenden Klängen lauſchend. Die Uebrigen gruppirten ſich hinter ihm.

Da ertönte nach einer vorhergehenden kurzen Pauſe die volle vierſtimmige, allbekannte Melodie des Arndt'ſchen Liedes: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ — die Töne drangen voll und rein herauf, — und laut und deutlich ſtieg es zum dunkeln Abendhimmel empor:

„Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!“

In leichter, wie unwillkürlicher Bewegung wendete der Erzbiſchof ſein Haupt und eine Sekunde ruhte ſein Blick auf dem Grafen Franz, der in ſeiner Nähe ſtand.

In dem Auge des jungen Mannes leuchtete ein Blitz des Verſtändniſſes auf, — er neigte den Kopf und leiſe wiederholten ſeine kaum bewegten Lippen die Worte:

„Das ganze Deutschland soll es sein!“

Dann schwieg der Gesang.

Der Erzbischof trat ganz an die Brüstung des Fensters vor und erhob die Hand.

Alle diese Männer, Weiber und Kinder da unten auf dem Plan vor dem Schlosse in ihren Sonntagskleidern, überstrahlt von dem rothen Licht der Fackeln, sanken auf die Kniee nieder und langsam, würdevoll und feierlich machte der Erzbischof das Segenszeichen des Kreuzes über die knieende Menge.

Dann erloschen die Fackeln, der Platz vor dem Schloß wurde leer, — der Erzbischof zog sich zurück und die Gäste, welche nicht über Nacht in Rensenheim blieben, verabschiedeten sich von ihren Wirthen.

Herr von Rothenstein trat zu Gabriele.

„Ich sage Ihnen Lebewohl, Gräfin,“ sprach er mit bebender Stimme, — „die Verhältnisse meiner Güter in Schlesien erfordern meine Anwesenheit dort, — ich habe einen Urlaub genommen, — denke aber nicht mehr zurückzukehren und mich zu dem ersten Kürassierregiment in Breslau versetzen zu lassen, um meinen Besitzungen näher zu sein. Ihr Bruder, der nächste Freund, den ich bei dem hiesigen Regiment hatte, wird sich verheirathen und in Rensenheim wohnen, — ich würde also hier wieder einsam sein, — einsam,“

fügte er düster hinzu, — „wie ich es immer war — und immer sein werde —

„Leben Sie wohl, Gräfin," sagte er abbrechend, — „und seien Sie glücklich, — mögen Sie alle Freude des Lebens dort finden, wohin Ihr Herz sich gewendet."

Sie hatte zitternd, mit niedergeschlagenen Augen ihm zugehört.

Bei seinen letzten Worten schlug sie die Augen erstaunt und fragend zu ihm auf, als verstehe sie nicht, was er sagen wolle.

„Leben Sie wohl," wiederholte er und reichte ihr die Hand.

Diese Hand war kalt, — kalt die ihrige, die sie zögernd erhob und in die seinige legte.

Er drückte einen Augenblick ihre schlanken Finger so heftig, daß sie fast schmerzhaft zusammenzuckte, — sie schloß die Augen, — ihre Lippen öffneten sich, als wolle sie sprechen, — aber schon hatte er ihre Hand losgelassen und mit tiefer Verbeugung sich abgewendet. Er sah den Blick nicht, den sie ihm nachsendete und der ihn vielleicht zurückgerufen hätte, — er fühlte nur den kalten, eisigen Händedruck, — er fühlte die weiße Rose auf seiner Brust, die wie eine Todtenblume auf dem Grabe seiner Hoffnungen ruhte, — er konnte es nicht sehen,

daß in der Tiefe ihres Herzens die rothe Rose der Liebe ihren Kelch öffnete, diese rothe Rose, welche Gott erblühen ließ und welche gebrochen werden sollte, um sie todt und welk auf den Altar ihres Schöpfers als Opfer niederzulegen.

Einsam, in starrem Schweigen, ritt er durch die Nacht nach Düsseldorf zurück, — einsam lag das junge Mädchen auf ihrem Lager, ihre Thränen benetzten das Kissen, — in ihren unruhigen Träumen erschien ihr das Bild der heiligen Jungfrau mit den Schwertern im Busen, — sie legte eine rothe Rose zu den Füßen der Mutter Gottes nieder, — aber diese Rose war ihr Herz, ihr zuckendes Herz, all' ihr Blut hatte sein purpurnes Leben in dieß aus der Brust gerissene Herz geströmt und von eisiger Todeskälte durchdrungen sank sie vor der Heiligen zu Boden.

Fünfzehntes Kapitel.

Als der Graf Rivero in das Zimmer seines Hotels zurückkehrte, eilte ihm Julia entgegen, schlang ihren Arm zärtlich um seinen Hals und blickte ihm mit liebevoller, fragender Theilnahme in das Gesicht; fast erschrak sie über den starren Schmerz, der auf den Zügen ihres Vaters lag. Diese Augen, in denen sonst das Feuer stolzer Siegeszuversicht leuchtete, blickten matt und traurig zu Boden, schlaff hingen die Lippen herab, aus denen sonst so beredte Worte voll klarer Schärfe und warmer Begeisterung geflossen waren. Wie gebrochen lehnte der Graf sein Haupt an Julia's Schulter, und einige Augenblicke hörte man nur seine tiefen Athemzüge in dem hohen, stillen Zimmer.

Julia wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen, sie wartete schweigend, bis der Graf sich wieder aufrichtete und, die Hand auf ihr Haupt gelegt, mit einer dumpfen, aus seiner Brust herauf dringenden Stimme sprach:

„Ich habe eine schwere Stunde durchlebt, meine Tochter, die Arbeit, die begeisterte Hingebung meines ganzen Lebens ist verloren, ich habe sie einer Sache geweiht, welche dem Untergang verfallen ist und welche niemals zu den Zielen gelangen wird, welche so herrlich und glänzend vor meinem inneren Blick dastanden."

Er ließ sich erschöpft in einen Lehnstuhl zur Seite des Kamins niedersinken, welches hier in dem für die Aufnahme fremder und nordischer Gäste bestimmten Zimmer angebracht war und in dem die letzten Kohlen eines leichten Feuers eben verglimmten.

„Du hast Dein Leben dem Dienste der heiligen Kirche gewidmet," sagte Julia, indem sie sich auf ein kleines Tabouret zu den Füßen des Grafen niederließ, „sollte es möglich sein, mein Vater," fuhr sie fort, „daß die Kirche dem Untergang geweiht wäre?"

„Die Kirche, meine Tochter," sagte der Graf, indem ein lichter Strahl zum ersten Male wieder seine Augen erhellte, „die Kirche kann niemals untergehen! Jene ewige, unsichtbare Kirche, welche auf dem Felsengrund der ewigen Wahrheit erbaut ist und durch den Kitt des heiligen Blutes Christi zusammengehalten wird. Aber diese unsichtbare Kirche, dieses Reich Gottes, das die Geister umfaßt in allen Gebieten der Erde, hat eine äußere, sichtbare Form, eine Form, aufgebaut in

dem Lauf der Jahrhunderte und durch das Recht der Jahrhunderte geheiligt, dieſe Form, dieſer große, herrliche, ſchimmernde Tempel, zu deſſen Gewölbe ich voll begeiſterter Andacht emporſchaute, deſſen Pforten zu vertheidigen ich die Arbeit meines Lebens einſetzte, dieſer Tempel, meine Tochter, wird zuſammenbrechen, weil Diejenigen, welche berufen ſind, ihn zu hüten und zu ſchützen, ihn zu einem Aſyl der Gläubigen aus allen Völkern zu machen und von deſſen Altar das erlöſende Wort der Freiheit durch alle Zonen der Erde erſchallen zu laſſen, weil Dieſe in verhängnißvoller Verblendung den Tempel der Luft und dem Licht verſchließen wollen, weil ſie den Fluch ſtatt des Segens von ſeinem Altar ertönen laſſen, weil ſie die Welt in Ketten hinter ſich herziehen wollen, ſtatt die Feuerſäule der Wahrheit und der Freiheit vor ihr herzutragen. Der Tempel wird leer werden," fuhr er fort, indem ſeine Blicke ſich weit öffneten, als ſtiege eine Viſion vor ihm auf, „ſeine Mauern werden zuſammenſtürzen und Diejenigen unter ihrem Sturz begraben, welche ſeine Hallen verödeten, und die ſpäteren Geſchlechter werden über die Trümmer des Baues dahinſchreiten, der für die Ewigkeit gegründet ſchien. Doch Gott muß es alſo wollen," ſagte er dann mit dem Ton ruhiger Ergebung, „ſeine Kirche kann nicht untergehen, und vielleicht will ſein allmächtiger

Rathschluß, daß nur die Wölbung des Firmaments die Kuppel ihres Tempels, nur die hohen Berge seine Pfeiler seien. Hatte doch auch der Erlöser selbst für seine heilige Lehre nur diesen Tempel des Höchsten und Erhabensten, in welchem Gott auf Erden sich offenbart. Dieser edle Greis," fuhr er fort, „auf dem Stuhle Petri, an dessen reiner Seele kein Makel haftet, er folgt den Rathschlägen Derer, welche, wie einst die Pharisäer und Schriftgelehrten, den Buchstaben auf den Altar erhoben und den Geist fesselten, und doch nennt er sich den Stellvertreter Dessen, der da sprach: ‚Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig.' Ich bin losgelöst, meine Tochter," sagte er dann, indem er das Haupt Julia's in seine Hände nahm und ihr lange in die Augen blickte, — „tief innerlich losgelöst von der Kirche, welche hier am Altar von St. Petri ihren Mittelpunkt hat, und welche bald in dem dreifach gekrönten Oberpriester ihren unfehlbaren Gebieter wird verehren sollen, indem sie so dem Diener eine Eigenschaft beilegt, welche nur der Herr besitzt und das erste seiner Gebote umstürzt: ‚Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.' Vielleicht wird bald der Bann dieser Kirche auf mir ruhen, auf mir," sagte er mit schmerzlich zitternder Stimme, „der einer ihrer treuesten und opferbereitesten Diener war. Wirst Du, meine Tochter,"

fuhr er fort, „Dich auch von mir wenden, wirst Du mich auch verurtheilen, wenn ich werde sagen und thun müssen, was meine heiligste, gläubigste Ueberzeugung ist?“

Julia nahm die beiden Hände ihres Vaters sanft von ihrem Haupt und drückte sie an ihre Lippen.

„Mein Geist ist zu schwach, mein Vater,“ sagte sie, „mein Blick ist zu trübe, um die Wahrheit zu erkennen, mein Herz allein kann den Weg zu Gott finden und hat ihn gefunden in allen trüben Stunden meines Lebens, — mein Herz aber gehört Dir, mein Vater, Dir, mit allen seinen Schlägen, mit aller seiner Liebe, an Dich glaube ich, Dir vertraue ich, und wohin Du mich führst, da werde ich Gott finden, und wenn die Priester der Kirche Dich verdammen, so wirst Du mein Priester, mein Lenker und mein Leiter sein. Und solltest Du irren, mein Vater, so wird Dein Irrthum so schön, so edel und so heilig sein, daß ich einst vor den Gott der ewigen Liebe werde treten können, um mich gläubig zu Deinem Irrthum zu bekennen.“

Sie sah mit begeisterten, leuchtenden Augen zu ihrem Vater empor.

„So ist denn mein früheres Leben abgeschlossen,“ sprach dieser, „wir werden einsam, fern von der Welt und uns allein leben, Gott hat meine Vermessenheit,

mit der ich in seinem Dienst mit Menschenherzen glaubte spielen zu dürfen, schwer bestraft, — vielleicht wird er in der Stille und in der Einsamkeit mich den Weg zur Wahrheit, den Weg zum ewigen Heil finden lassen. Doch nun, meine Tochter," sagte er nach einigen Augenblicken stillen Nachdenkens, „ist unseres Bleibens nicht hier, ich bin ein Verdächtiger in den Mauern Roms und werde bald vielleicht ein Geächteter sein. Wir müssen fort, schnell fort von hier aus den Grenzen der päpstlichen Herrschaft, wir müssen heimlich fortgehen," sagte er mit bitterem Lächeln, „denn vielleicht würde man mich, den man einst mit Ehren und Auszeichnungen überhäufte, nicht frei ziehen lassen. Nimm Deine werthvollsten Sachen zu Dir und halte Dich bereit, wir wollen unter dem Schein eines Ausflugs in die Berge Rom verlassen und die Grenze zu gewinnen suchen. Unser Gepäck kann hier bleiben, unsere Diener werden es später uns nachführen, ihnen wird man, wenn ich einmal fort bin, keine Hindernisse in den Weg legen. Bereite Alles unbemerkt vor und laß einen Wagen bestellen. In einer Stunde müssen wir fort sein, der morgende Tag darf uns nicht mehr auf römischem Gebiet finden."

Julia küßte noch einmal die Hand ihres Vaters und ging in ihr Zimmer.

Der Graf blieb in tiefe Gedanken versunken auf seinem Lehnstuhl vor dem Kamin sitzen. Eine tiefe Stille herrschte im Zimmer, nur matt drang das Geräusch der Straße durch die geschlossenen Fenster herauf und der leise Ton der Pendelschwingung einer Stutzuhr auf dem Kamin maß in gleichmäßiger Regelmäßigkeit die dahineilenden Sekunden.

Plötzlich zuckte der Graf zusammen und fuhr aus seinem träumenden Sinnen empor, er saß einen Augenblick aufgerichtet in seinem Sessel, lauschend beugte er sich vor, seine Augen öffneten sich weit, wie in tiefem Erstaunen. Dann neigte er sein Haupt näher und näher zu der Oeffnung des Kamins, in welchem die letzte Glut erloschen war.

„Es ist seine Stimme," flüsterte er, „sein eigenthümlicher Accent. Es ist keine Täuschung möglich. Diese einzelnen Worte, welche ich vernommen habe, — welch' ein Geheimniß öffnet sich mir da auf so wunderbare Weise! Fast ist es unmöglich, daß er es wagt, hier vor den Augen aller Welt zu erscheinen — und doch —"

Er lauschte wieder einige Augenblicke schweigend, dann ließ er sich auf die Kniee vor dem Kamin nieder, beugte sich ganz zu demselben herab und streckte seinen Kopf, so weit es möglich war, in die Oeffnung.

Fast eine Viertelstunde blieb er unbeweglich in dieser Stellung, dann richtete er sich wieder empor und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder; sein Gesicht war bleich, seine Lippen zitterten, in tiefen Athemzügen hob und senkte sich seine Brust.

„Entsetzlich," rief er, „entsetzlich, welch' ein furchtbarer Abgrund hat sich da vor meinen Blicken geöffnet! Wenn dieser furchtbare Plan wahnsinnigen Hasses ausgeführt werden sollte, die ganze Welt würde in ihren Fugen erbeben, — und was kann ich thun, ich, der Verurtheilte, der Geächtete? Würde man meinem Worte glauben — und ich darf nicht hier bleiben! Darf ich meine Freiheit, darf ich das Glück und die Zukunft meiner Tochter in Gefahr bringen?"

Er ging abermals sinnend auf und nieder.

„Doch vor Allem," sagte er dann, „muß ich wissen, ob mich mein Ohr nicht getäuscht hat, ob es wirklich seine Stimme war, ob seine mächtige, eiserne Hand diesen furchtbaren Plan lenkt und leitet."

Er trat rasch zu dem neben der Thür hängenden Glockenzug und ließ denselben laut erklingen.

Ein Kellner trat ein.

„Ich bin in meinem Raum ein wenig beschränkt," sagte der Graf in ruhigem, gleichgültigem Ton, „wäre es nicht möglich, noch ein Zimmer mehr zu erhalten,

am liebsten das hier neben meiner Wohnung? Wenn es auch nicht unmittelbar zusammenhängt, so ist es doch leicht, von einer Thür zur andern auf dem Korridor zu gelangen, und es würde mir sehr nützlich sein, um Besuch empfangen zu können, der mich hier in meinem eigentlichen Wohnzimmer genirt."

Der Kellner zuckte die Achseln.

„Ich bedaure sehr, Herr Graf," erwiederte er, „wir würden Ihrem Wunsche gern entgegenkommen, aber es wird sich kaum machen lassen, denn die Zimmer dieser Etage sind sämmtlich besetzt, und gerade die unmittelbar hier anstoßenden sind von einem Herrn bewohnt, der wahrscheinlich längere Zeit, vielleicht den ganzen Winter über hier bleiben wird."

„Das trifft sich unangenehm," sagte der Graf. „Wer ist denn der Herr, den mir der Zufall hier zum Nachbar gegeben hat?"

„Mister Brooklane, ein Engländer," erwiederte der Kellner, „der schon seit einiger Zeit hier wohnt, — er ist allein mit einem Diener hier und bewohnt eine Reihe von vier Zimmern, — wenn der Herr Graf großen Werth darauf legen, das Zimmer nebenan zu haben, so würde sich Mister Brooklane vielleicht bereit finden lassen, dasselbe abzutreten, falls er es, wie ich glaube, entbehren kann. Der Herr Graf müßten dann die

Güte haben, ihn selbst darum zu bitten, er ist ein sehr artiger und höflicher Herr und wird vielleicht aus Rücksicht für die junge Gräfin eines seiner Zimmer abtreten."

„Mir liegt in der That viel daran," sagte der Graf, „und ich will den Herrn gern persönlich um diese Gefälligkeit bitten. Ist er zu Hause?"

„Zu Befehl, Herr Graf; es ist soeben ein junger Künstler zu ihm gegangen mit einer großen Mappe, wahrscheinlich wird er wieder einige Skizzen und Zeichnungen kaufen, er ist sehr freigebig gegen die Künstler und zahlt ihnen gern hohe Preise."

„So fragen Sie den Herrn," sagte der Graf, „ob ich ihm meine Aufwartung machen könne."

Der Kellner ging hinaus und kehrte nach einigen Augenblicken mit der Mittheilung zurück, daß es Mister Brooklane sehr erfreulich sein würde, den Herrn Grafen zu empfangen.

Dann schritt er voraus, öffnete die dritte Thür auf dem Korridor und führte den Grafen in einen geschmackvoll und wohnlich eingerichteten Salon mit dem Ersuchen, einen Augenblick zu warten, da Mister Brooklane sogleich erscheinen werde.

Als der Kellner dem Engländer den Besuch des Grafen gemeldet hatte, saß derselbe in einem kleinen,

an dem Schlafzimmer gelegenen Kabinet, dessen Wand an die Wohnung des Grafen Rivero stieß, neben einem offenen Kamin, beschäftigt, den Inhalt einer großen Mappe zu betrachten, welche ein junger Mann im einfachen schwarzen Sammetrock, wie ihn die römischen Maler zu tragen pflegen, ihm vorlegte.

Mister Brooklane, — jener Mann mit dem blonden, ergrauenden Haar, welcher in dem auf der Straße della Porta San Sebastiano seiner harrenden Wagen aus der Versammlung der Gesellschaft der Rächer in den Thermen des Caracalla nach dem Albergo di Europa zurückgekehrt war, — erhob, als der Kellner nach kurzem Klopfen die leicht verschlossene Thür öffnete, ruhig mit fragendem, aber vollkommen gleichgültigem Ausdruck das Haupt, indem er eine Zeichnung, die er in der Hand hielt, langsam auf seinen Schooß sinken ließ, so daß die weiße Seite sich nach oben wandte. Als der Kellner ihm den Besuch des Grafen Rivero gemeldet hatte, beauftragte er denselben, den Grafen in den Salon zu führen, und sagte mit einem leicht englisch anklingenden Accent zu dem jungen Maler, während der Kellner im Begriff war, die Thür wieder zu schließen:

„Wir haben ja die Skizzen durchgesehen, — diese hier wünsche ich zu behalten und bitte Sie um den Preis dafür."

Der junge Maler, dessen gebräuntes Gesicht, dessen schwarzer, kurzer Bart, dessen dunkle, feurige Augen das alte Quiritenblut der Trasteverer verriethen, neigte ehrerbietig das Haupt.

Der Kellner schloß die Thür.

„Diese Aufnahmen sind gut," sagte Mister Brooklane in reinem Italienisch, welches nur durch den eigenthümlichen, scharfen und bestimmten Accent sich von dem römischen Dialekt unterschied, — „die Aufnahmen sind gut und lassen die Verhältnisse der Höhe und Entfernung genau erkennen. Aber es fehlt noch an einer Reihe wichtiger Punkte; es ist wesentlich nothwendig, zu wissen, wie das Gewölbe sich zu der Ausdehnung der Aula verhält und ob aus derselben irgend ein Weg nach außerhalb mit Leichtigkeit gefunden werden könnte, um die Pulvervorräthe hineinzuschaffen und den zündenden Faden zu leiten, dessen Funke alle diese so weit verzweigten Träger der geistlichen Tyrannei hier auf einmal der Vernichtung weihen soll."

„Es ist nicht leicht," sagte der junge Maler, „diese Aufnahmen zu machen, der Zutritt zur Aula ist schwer. Nur im Gewande eines Kapuziners habe ich Eingang finden können, alle Messungen habe ich nur durch möglichst gleichmäßige Schritte vornehmen können, alle Zahlen habe ich im Kopfe behalten müssen, das ist eine müh-

same und langwierige Arbeit. Aber ich werde sie vollenden," fuhr er mit blitzenden Augen fort, „Barbarino Falcone ist gewohnt durchzuführen, was er unternommen hat, und bis jetzt hat noch Niemand den frommen Kapuzinerbruder beargwöhnt, der voll heiliger Erbauung die Stätten betritt, auf welchen die Vertreter der katholischen Welt aller Erdtheile sich versammeln sollen."

Mister Brooklane stand auf, schloß den Plan, welchen Barbarino ihm gegeben, in einen Schrank mit verschiedenen Fächern und sagte:

„Ich hoffe, bald die ergänzenden Angaben zu erhalten und werde die Dienste nicht vergessen, welche Du, mein junger Freund, unserer Sache geleistet hast, dieser großen und herrlichen Sache, welche die Menschen rächen soll für tausendjährige tyrannische Mißhandlung."

Er schritt dem jungen Manne durch sein Schlafzimmer voran und trat in den Salon, wo er den Grafen mit kalter, etwas steifer Höflichkeit begrüßte.

Barbarino, seine große Mappe unter dem Arm, durchschritt mit ehrerbietiger Verneigung das Zimmer und verließ dasselbe durch die auf den Korridor führende Thür.

„Ich habe mir erlaubt, mein Herr," sagte der Graf, indem sein Blick sich mit scharfer, forschender Beobachtung auf das Gesicht Mister Brooklane's richtete

und namentlich dessen Augen zu erfassen suchte, die sich unter müde herabfallenden Lidern zu Boden senkten, — „ich habe mir erlaubt, Ihre Zeit einen Augenblick in Anspruch zu nehmen, um Ihnen eine vielleicht unbescheidene Bitte vorzutragen. Sie sind allein hier, wie ich höre, und im Besitz einer Reihe von Zimmern, deren Sie vielleicht nicht alle bedürfen, — ich habe eine Dame, meine Tochter, bei mir und bin im Raum beschränkt. Vielleicht würden Sie die Güte haben, mir eines Ihrer Zimmer abzutreten."

Mister Brooklane sann einen Augenblick nach, als überlege er die an ihn gestellte Bitte. Dann sagte er mit höflichem Ton, immer seine Augen unter den halbgeschlossenen Lidern verhüllend:

„Ich bin gern bereit, den Wünschen und Bedürfnissen einer Dame in jeder Weise entgegenzukommen, für meine Person bedarf ich nur wenig Raum, aber ich habe eine Menge von Kunstsachen erworben, welche Platz in Anspruch nehmen. Erlauben Sie mir, daß ich mir die Sache einen Tag überlege und Ihnen dann sagen darf, ob ich mich so einzurichten vermag, daß ich ein Zimmer entbehren kann."

Er schien die Unterredung für beendet zu halten, der Graf aber, welcher noch immer vergebens einen Blick des verschleierten Auges Mister Brooklane's zu erfassen

versucht hatte, sagte im Ton höflicher, gleichgültiger Konversation:

„Sie beabsichtigen längere Zeit hier in Rom zu bleiben, mein Herr? Ich kenne die Stadt und alle ihre Schätze genau und kann vielleicht meine Erkenntlichkeit für Ihr freundliches Entgegenkommen gegen meine Wünsche dadurch beweisen, daß ich mich Ihnen als Führer anbiete."

„Sie sind sehr freundlich," erwiederte Mister Brooklane, „ich werde von Ihrem gütigen Anerbieten gern Gebrauch machen. Ich will den ganzen Winter hier bleiben, um alle Kunstschätze Roms zu betrachten und genau zu studiren."

„Der Winter wird auch in anderer Beziehung interessant werden," erwiederte der Graf, „durch das hier sich versammelnde Konzil, — doch das wird Sie weniger interessiren, diese Frage wird in Ihrem Vaterlande kaum Interesse erregen."

„Sie erregt mein Interesse in besonderem Grade, mein Herr," erwiederte Mister Brooklane, „ich bin Katholik, und Sie werden wissen, daß wir in England strengere und eifrigere Katholiken sind, als unsere Glaubensbrüder in katholischen Ländern."

„Ich habe versucht," sagte der Graf, „die Aula zu sehen, in welcher das Konzil gehalten werden soll und

welche für die Berathung in Stand gesetzt wird, aber es ist sehr schwer, dorthin zu bringen, auch höre ich," fuhr er in gleichgültigem Ton fort, „daß in diesen Tagen beschlossen sein soll, den Sitz der Berathung in einen andern Raum zu verlegen, da die Aula sich als vollkommen ungeeignet erwiesen haben soll."

Ein leises Zucken fuhr über das gleichgültige Gesicht Mister Brooklane's, eine Sekunde öffneten sich seine Augen, sein fragender Blick voll Spannung traf den Grafen. Dieser Blick hatte ein eigenthümliches Feuer, welches wie von innen heraus durch die bläuliche Pupille hervorleuchtete, — es war ein wunderbar eigenthümliches Auge, das man, wenn man es einmal gesehen, unter Tausenden hätte heraus erkennen können, unmittelbar darauf aber senkten sich die Lider wieder herab und in gleichgültigem, ruhigem Ton sagte er:

„Ich habe einmal Gelegenheit gehabt, die Aula zu sehen, doch mir hat es scheinen wollen, als ob dieselbe nicht ganz für ihren Zweck passe. Nun, man wird ja leicht einen andern Ort finden können."

Nach einigen kurzen, allgemeinen Bemerkungen verabschiedete sich der Graf und kehrte, von Mister Brooklane artig bis zur Thür begleitet, nach seiner Wohnung zurück.

„Er ist es," sagte er, dort mit großen Schritten

auf und nieder gehend. „Er verſteht es meiſterhaft, wie Niemand, ſeine Mienen, ſeine Haltung, ſelbſt ſeine Züge und ſeine Geſtalt zu verändern. Auch ſind die Jahre über ihn hingegangen und erleichtern es ihm, ſich unkenntlich zu machen, aber das Auge kann er nicht verändern, dieſer Blick, den ich nur eine Sekunde lang geſehen habe, hat ihn mir verrathen, — der Plan iſt wahnſinnig, unerhört, faſt unausführbar, aber wenn er von dem unergründlichen Geiſt, von der eiſernen und doch ſo feinen, geſchmeidigen Hand dieſes Mannes gelenkt wird, der alle Hinderniſſe überwindet, der allen Nachforſchungen entgeht, ſo kann er dennoch, trotz aller Unwahrſcheinlichkeit, trotz aller Unmöglichkeit, gelingen.“

Lange ſtand er ſinnend da.

„Ich muß fort von hier,“ ſagte er, „ich muß mein künftiges Leben für mich und mein Kind retten. Es iſt ja auch keine unmittelbare Gefahr vorhanden, und wenn ich vor dieſem ungeheuren Verbrechen warne, ſo genügt ja die einfachſte Aufmerkſamkeit, um es zu verhindern, und ich muß dieſe letzte Pflicht erfüllen, aber erſt dann, wenn ich in Sicherheit bin.“

Er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und füllte einen großen Briefbogen mit den Linien ſeiner kräftigen und klaren Handſchrift, dann ſiegelte er den

Brief mit einem kleinen Petschaft, das er an der Kette seiner Uhr trug, und betrachtete sinnend den erkaltenden Siegellack.

„Zum letzten Mal sei dieses Siegel gebraucht," sagte er traurig, „es wird meiner warnenden Botschaft den unmittelbaren Weg an die rechte Stelle öffnen."

Julia trat ein. Sie war im einfachen Kostüm für eine Landpartie gekleidet, ein leichter Plaid hing über ihrem Arm.

„Ich bin bereit, mein Vater," sagte sie, „laß uns gehen, — einem Leben voll Frieden und stillen Glückes entgegen."

Der Diener des Grafen meldete, daß der Wagen bereit sei.

Der Graf reichte seiner Tochter den Arm.

„Ich werde spät in der Nacht wiederkommen," sagte er zu seinem Diener. „Erwarte mich und trage diesen Brief im Laufe des Abends nach dem Vatikan, in die Wohnung Seiner Eminenz des Kardinalstaatssekretärs."

Er überreichte dem Diener den Brief, den er vorher geschrieben, schritt ruhig und lächelnd mit seiner Tochter sprechend die Treppe hinab und stieg in den vor dem Hotel haltenden Wagen.

„Nach dem Campo Militare!" rief er dem Kutscher

zu. „Haben wir noch Zeit, den Monte Mario zu erreichen?“

„Gewiß, gewiß, wenn Sie mit der Rückkehr nicht eilig sind, Eccellenza,“ erwiederte der Kutscher, und mit einem leichten Peitschenschlag trieb er die Pferde an, während der Graf mit einer Handbewegung die tiefe Verneigung der Kellner erwiederte.

An einem kleinen, einfachen Hause vor der Porta Angelika befahl er zu halten.

Erstaunt blickte Julie ihn an.

„Ich habe noch einen Besuch zu machen,“ sagte der Graf, „und zugleich die Pflicht zu erfüllen, einen verhängnißvollen Fehler meines früheren Lebens wieder gut zu machen. Begleite mich, meine Tochter, Du kennst die Sache, um die es sich handelt, ich habe keine Geheimnisse vor Dir.“

Er befahl dem Kutscher zu warten, stieg die Treppe hinauf und zog die Glocke an der Thür eines Vorsaals im ersten Stockwerk.

Eine alte Dienerin öffnete.

„Ist der Marchese Pallanzoni zu Hause?“ sagte der Graf.

„Zu Befehl, Eccellenza,“ sagte die Alte mit einem erstaunten Blick auf diesen so vornehmen Herrn und auf die so schöne, elegante Dame an seiner Seite. „Der

alte Herr muß wohl zu Hause sein, da er, von der Gicht gelähmt, sich schon seit lange kaum von seinem Lehnstuhl erheben konnte."

Sie schritt dem Grafen voran und führte denselben durch das Vorzimmer in ein helles, geräumiges Wohngemach, in welchem in einem großen Lehnstuhl, die Füße auf ein hohes Kissen gestützt und in Decken gehüllt, ein alter Mann von fünfundsechzig bis siebenzig Jahren in dunklem Hausrock saß. Die Züge dieses Mannes waren von edlen Linien, in seinen dunklen Augen funkelte noch der letzte Schimmer früheren Feuers, aber das ganze Gesicht war zerwühlt von Leidenschaften und körperlichen Schmerzen, ungeordnet hingen die spärlichen weißen Haare von seinen Schläfen herab und matt lagen die welken Hände auf seinem Schooß.

Beim Eintritt des Grafen machte er einen schwachen Versuch, sich zu erheben, aber kraftlos sank er wieder zusammen und sagte schmerzlich lächelnd mit einer hohlen Stimme:

„Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich mich nicht erheben kann, um Sie zu begrüßen, meine Kraft ist zu Ende. Sie haben mich der Noth und dem Elend entzogen, aber Sie werden mich dem Leiden und der Krankheit des Alters nicht entziehen können, — diesen Leiden, die ich so sehr verdient habe durch alle Sünden meines

früheren Lebens. — Was führt Sie zu mir? Fast muß ich fürchten, daß Sie es müde geworden ſind, mich mit ſo unverdienter Güte zu überhäufen, und daß Sie mich meinem traurigen, elenden Schickſal wieder überlaſſen wollen."

Der Graf machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich komme, Sie um einen Dienſt zu bitten, Herr Marcheſe," ſagte er.

Der Marcheſe ſah ihn verwundert an.

„Einen Dienſt von mir?" ſagte er, mit dem Kopf ſchüttelnd, „welchen Dienſt könnte ich armer, gebrochener Mann noch leiſten? Aber ſprechen Sie," fuhr er fort, „befehlen Sie über mich."

Und indem er ſich zur Seite beugte, zog er mit ſeiner zitternden Hand einen Seſſel für Julia heran.

„Sie haben," ſagte der Graf, „auf meinen Wunſch einer Dame, die ich Ihnen einſt zuführte, Ihre Hand und Ihren Namen gegeben."

Der alte Marcheſe blickte noch erſtaunter auf den Grafen und ließ einen ſchnellen, forſchenden Blick über Julia hingleiten, als wollte er fragen, ob etwa jene Dame geſtorben ſei und er dieſer jungen, ſchönen Erſcheinung hier abermals ſeinen alten und edlen Namen geben ſolle.

Der Graf bemerkte diesen Blick und sprach mit strengem Ton weiter:

„Jene Dame, mein Herr, welche in Paris lebt, hat sich unwürdig gemacht, Ihren Namen zu führen.“

„Ah,“ sagte der Marchese und ein bitteres, fast höhnisches Lächeln zuckte um seine Lippen, — „dieser Name war einst sehr edel und sehr rein, — doch das ist lange her, — lange, lange, und jene Dame hat nicht viel mehr daran zu verderben gehabt.“

„Jene Frau,“ fuhr der Graf fort, „welche sich Madame Marchesa nennt, sollte, wie ich Ihnen gesagt habe, einer großen und heiligen Sache dienen, sie hat sich dieses Dienstes unwürdig gemacht und muß aus der Stellung entfernt werden, in welcher sie schadet und verderblich werden kann. Deßhalb wünsche ich, daß Sie sogleich einen der besten Advokaten Roms zu sich rufen lassen. Sie werden durch denselben Ihrer Gemahlin, der Marchesa Pallanzoni, schreiben lassen, daß Sie die ihr ertheilte Erlaubniß, in Paris zu leben, zurücknehmen, daß Sie ihr befehlen, sogleich zu Ihnen zurückzukehren, um Sie in Ihrer Krankheit zu pflegen, und daß Sie ihr nach Paris keine Geldmittel mehr senden würden.“

„Ah,“ sagte der Marchese abermals, „es scheint, ich habe meiner Gemahlin Gelder gesendet.“

„Sie hat in Ihrem Namen,“ erwiederte der Graf,

„die Mittel zu ihrer dortigen glänzenden Existenz erhalten, diese Mittel werden ihr nicht ferner zugehen, aber es ist nicht nöthig, daß irgend weiter über die Quelle, aus welcher dieselben geflossen sein möchten, gesprochen werde. Sie werden dabei bleiben, daß sie von Ihnen kommen."

Der Marchese neigte zum Zeichen gehorsamer Zustimmung das Haupt.

„Wenn die Marchesa Ihrem Befehl, zu Ihnen zurückzukehren, nicht Folge leistet, was bestimmt geschehen wird," fuhr der Graf fort, „so werden Sie durch Ihren Notar die Scheidung von Tisch und Bett beantragen, und den Prozeß, er koste, was er wolle, durchführen. Zugleich werden Sie in einem großen pariser Journal eine Anzeige veröffentlichen, in welcher Sie Jedermann davor warnen, der Marchesa Pallanzoni etwas auf Ihren Namen zu leihen."

„Hat man meiner Gemahlin auf meinen Namen etwas geliehen?" fragte der Marchese im Ton selbstspottenden Humors.

Der Graf antwortete nicht. Er zog eine kleine Karte aus seiner Schreibtafel, setzte eine kurze Notiz darauf und reichte sie dem alten Mann hin.

„Die Adresse der Marchesa und darunter diejenige meines Bankiers in Wien, durch den Sie stets Nachricht

zu mir gelangen lassen können, und hier," sagte er, indem er ein Paket Banknoten in die zitternde Hand des Marchese legte, „die Mittel für die ersten Auslagen an Ihren Rechtsbeistand. Ich erwarte, daß in kürzester Zeit jene Person, welche sich des in sie gesetzten Vertrauens unwürdig erwiesen, unschädlich gemacht sei. Und nun noch eins," sagte er, „haben Sie Legitimationspapiere?"

„Ich habe einen Paß," erwiederte der Marchese, „welcher von der römischen Regierung ausgestellt, aber allerdings seit mehreren Jahren nicht erneuert worden ist."

Er öffnete die Schublade eines im Bereich seiner Hand stehenden Schranks, suchte einige Augenblicke darin herum und reichte dem Grafen ein großes zusammengefaltetes Stück Papier.

Dieser überflog es und sagte:

„Das genügt, ich bitte, mir dieß Papier auf einige Zeit zu überlassen, und werde es Ihnen dann wieder zurückgeben."

Der Marchese war gewohnt, dem Grafen schweigend und unbedingt zu gehorchen. Er gab daher seiner Verwunderung keine Worte und neigte nur zustimmend den Kopf.

„Nun leben Sie wohl," sagte der Graf, indem er dem Marchese mit dem Ausdruck theilnehmenden Mitleids die Hand reichte, „ich werde Gott bitten, daß er

Ihre Leiden mildere, und seien Sie vollkommen beruhigt, — was ich Ihnen gewährt, wird Ihnen nicht entzogen werden."

Er reichte Julia den Arm und führte sie die Treppe hinab zum Wagen.

„Jetzt habe ich Alles gethan," sagte er tief aufathmend, als sie auf der alten Via Triumphalis vor der Porta Angelika dahinfuhren, „um diesem dämonischen Weibe wenigstens die Macht zu nehmen, welche ich in verhängnißvoller Verblendung einst in ihre Hand legte. Was sie jetzt noch thun kann, wird nicht in mein Schuldbuch eingetragen werden."

Der Abend dunkelte bereits, als der Monte Mario sich vor ihnen erhob.

Die Straße war leer. Der Graf rief dem Kutscher, zu halten.

„Mein Freund," sagte er, „ich wünsche so schnell als möglich die Grenze zu erreichen, kannst Du mich dahin führen?"

Der Kutscher sah den Grafen ganz erstaunt an.

„Das kann ich wohl, Eccellenza, auf sicherem Wege, — und meine Pferde sind stark und kräftig, — aber —" sagte er zögernd und sein Blick ruhte mit einem eigenthümlich fragenden und forschenden Ausdruck auf den Insassen seines Wagens, welche er für vornehme und

elegante Touriſten gehalten hatte, und welche nun plötzlich ein ſo auffallendes und verfängliches Anſinnen an ihn ſtellten.

Der Graf zog eine goldgefüllte Börſe und eine Brieftaſche mit Banknoten aus ſeiner Taſche.

„Siehſt Du, mein Freund," ſagte er, „das iſt Alles, was ich bei mir führe, es iſt genug, um Dich Zeitlebens zu verſorgen. Es ſoll Dein ſein, ſowie Du mich ſicher an die Grenze geführt haſt, und ich will nur ſo viel davon behalten, um mit der Eiſenbahn zur nächſten Stadt zu fahren. Du wirſt begreifen, daß es Dein Vortheil iſt, mich nicht den Briganten in die Hände zu führen. Du würdeſt das, was ich beſitze, mit ihnen theilen müſſen und es würde nur wenig auf Dich fallen, während, wenn Du mich ehrlich und ſicher zur Grenze bringſt, Alles auf rechtmäßige Weiſe Dein iſt."

Dem Kutſcher ſchien das einzuleuchten.

„Damit Du ganz ſicher biſt," fuhr der Graf fort, „will ich die Hälfte meiner Baarſchaft in Deine Hände legen, die andere Hälfte erhältſt Du, wenn ich die Grenze erreicht habe. Nimmſt Du an?"

„Ich nehme an," erwiederte der Kutſcher, „und Eure Eccellenza ſowie die ſchöne Signora ſollen mit mir zufrieden ſein."

Der Graf reichte dem Kutſcher die Börſe, während

er die Brieftasche wieder in seine Tasche steckte, dann zog er vor den Augen des seinen Bewegungen aufmerksam folgenden Vetturins einen kleinen, zierlichen Revolver mit sechs Läufen aus der Tasche, spannte den Hahn und legte die Waffe neben sich.

„Vorwärts!“ rief er dann.

Der Kutscher schwang seine Peitsche, die kräftigen Pferde griffen in scharfem Trabe aus, und in ernstes Schweigen versunken fuhren der Graf und seine Tochter durch die in dunkelrothem Abendlicht erglühte Landschaft dahin.

Sechzehntes Kapitel.

Die Touriſten mit ihren Führern, die Andächtigen Roms, die fremden Maler und bildenden Künſtler traten an einem hellen Morgen zahlreich wie gewöhnlich in die weiten Räume der St. Peterskirche, die, wenn ſie auch die größten Menſchenmaſſen aufgenommen haben, faſt immer noch leer erſcheinen.

Unter den Eintretenden befand ſich auch ein Kapuziner in ſeiner Ordenstracht. Er trug, was nicht gewöhnlich iſt, die Kapuze über den Kopf geſchlagen, ſo daß dieſelbe ſeine Züge faſt ganz beſchattete und nur einen langen weißen Bart ſehen ließ, der den unteren Theil ſeines Geſichts bedeckte. Dieſer Mönch, deſſen gebückte Haltung und deſſen langſamer Gang auch ohne den unter der Kutte ſichtbaren weißen Bart ein hohes Alter angezeigt haben würde, ging langſam in der Mitte des hohen Doms nach dem großen Hauptaltar hin, an welchem der Papſt allein die Meſſe lieſt

und in dem das ungeheure, mißgestaltete Tabernakel von Bernini sich erhebt. Er machte vor allen Altären und Heiligenbildern, an denen er vorüberschritt, die denselben gebührende Reverenz, indem er zugleich mit großer Aufmerksamkeit und oft stehen bleibend die Bilder und Statuen betrachtete. Er beugte die Kniee vor dem Hauptaltar und wandte sich dann rechts nach der Thür der Aula hin, welche für das Konzil vorbereitet wurde und in welcher zahlreiche Arbeiter beschäftigt waren.

An der Thür dieser Aula standen zwei Diener des Vatikans, welche allen Künstlern und Fremden höflich, aber bestimmt erklärten, daß der Eintritt in diese Räume nicht erlaubt sei.

Der Kapuziner, nachdem er eine Zeitlang die in der Nähe der Thür befindlichen Arabesken betrachtet hatte, trat dann ruhigen und gleichmäßigen Schrittes in die Aula ein, indem er mit einer langsamen, halb demüthigen und halb würdevollen Kopfbewegung die beiden Thürhüter begrüßte, welche ihm gegenüber das, wie es schien, nur für die Laien geltende Verbot des Eintretens nicht aussprachen.

In einiger Entfernung folgten dem Kapuziner zwei Abbates in ihrer kleidsamen schwarzen Tracht. Auch sie wandten sich, als der Mönch in die Aula getreten

war, der Thür derselben zu. Es schien, daß die Thürhüter nicht geneigt waren, diesen noch jungen Weltgeistlichen dieselbe Freiheit des Eintritts zu gestatten, welche sie dem geistlichen Ordensbruder gewährt hatten. Doch einer der beiden Abbates machte ein gewisses, kaum bemerkbares Zeichen mit der Hand und flüsterte dem ihnen entgegentretenden Wächter zwei Worte zu, worauf die Thür zu dem für das Konzil bestimmten Raum sich ohne Schwierigkeit und Hinderniß öffnete. Die beiden Geistlichen traten in die Aula, in welcher viele Arbeiter beschäftigt waren, die Sitze für die Prälaten herzurichten und alle Vorkehrungen zu treffen, um den Raum für die ehrwürdige Versammlung in den Stand zu setzen, welche die katholische Kirche Europas umzugestalten und neu zu kräftigen bestimmt war und welche gerade hier tagen sollte, um aus unmittelbarer Nähe die heilige und erleuchtende Ausströmung aus dem Grabe St. Peter's in sich aufzunehmen, diese Ausströmung, an deren wunderthätige Kraft Seine Heiligkeit der Papst Pius IX. so fest und unumstößlich glaubt.

Die Abbates betrachteten mit großer Aufmerksamkeit alle diese Vorkehrungen, sie fragten die Arbeiter und deren Leiter nach der Bestimmung und Bedeutung dieser oder jener Einrichtung und schienen in dem tiefen

Interesse, das sie an der Ausstattung dieses hochbedeutenden Raumes nahmen, den Kapuziner nicht zu bemerken, der mit gleicher Aufmerksamkeit, wie sie, die Arbeiten verfolgte, indem er langsam an der der Eingangsthür gegenüberliegenden Wand hinschritt. Zuweilen blieb er stehen und trat mit seinem mit harten Sandalen bekleideten Fuß stark auf den Boden, als suche er eine feste Stütze für seine vom Alter gebeugte Kraft. Er blickte nach der Kuppel hinauf, sah die Rednertribüne an, es schien, als mäße er mit dem Blick die Entfernung und die Höhe der Wölbung und als wolle er in seinem Geist das Bild heraufsteigen lassen, wie das Alles sein würde, wenn hier die Bischöfe der Christenheit aus allen Welttheilen der Erde versammelt sein würden.

Endlich schien er von der Betrachtung dieser heiligen Stätte, von seinen Gedanken so ergriffen, daß er, wie übermannt von seiner inneren Bewegung, in die Kniee sank und in inbrünstigem Gebet das Haupt fast bis auf den Steinboden herabsenkte, welcher die unter der Aula liegenden Gewölbe bedeckte. Einige Zeit lag er, das Haupt auf die gefalteten Hände gestützt, da. Einer der bei der Anfertigung für die Sitze beschäftigten Arbeiter ging langsam an dieser Stelle vorüber; als seine Schritte auf den Friesen ertönten, richtete sich der

Mönch empor, als habe er sein Gebet beendet. Er stützte die Hand, um sich aufzurichten, auf eine Steinplatte, indem er den Zeigefinger vorstreckte und einen schnellen Blick auf den vorübergehenden Arbeiter warf.

In diesem Augenblick hatten die beiden Abbates sich dem knieenden Kapuziner genähert, und als derselbe aufgestanden war, warfen sie im Vorübergehen einen schnellen, forschenden Blick unter seine über den Kopf gezogene Kapuze. Der Mönch zog dieselbe mit einer natürlichen Handbewegung fast ganz vor das Gesicht zusammen, wandte sich nach der andern Seite und schritt dann langsam wieder dem Ausgang der Aula zu.

Eben so natürlich, immer in die Betrachtung der an der Wand hängenden Bildwerke vertieft, schritten die Abbates, ohne daß die Entfernung zwischen ihnen und dem Kapuziner sich veränderte, auch ihrerseits dem Ausgang der Aula zu und sie verließen dieselbe wenige Augenblicke nachdem der Mönch in das große Schiff der St. Peterskirche eingetreten war.

Der Kapuziner beobachtete nichts und ging in demselben ruhigen, langsamen und etwas auffälligen Schritt, immer vor den Altären und Heiligenbildern sich verneigend, dem Ausgangsportal des gewaltigen Doms zu. Als er auf den Platz vor dem Portal ge-

treten war, erschienen auch die Abbates wenige Schritte hinter ihm.

Ein Bettler näherte sich ihnen, um sie um ein Almosen anzusprechen; der eine der Abbates reichte demselben eine kleine Münze und sprach zugleich einige Worte zu ihm, indem sein Auge mit einem scharf bezeichnenden Blick auf dem durch die Menge dahinschreitenden Mönch ruhte. Der Bettler dankte mit lauten und etwas überschwenglichen Worten für die Gabe und folgte dann langsam und immer die Vorübergehenden ansprechend den Schritten des Mönches.

Ein Blumenmädchen bot den beiden Geistlichen ihre Sträuße, der andere Abbate kaufte ein kleines Bouquet, indem er abermals auch seinerseits einige Worte mit der Verkäuferin wechselte und abermals den ruhig dahinschreitenden Mönch mit dem Blick bezeichnete. Das junge Mädchen dankte und folgte in kurzer Entfernung dem hinter dem Kapuziner herschreitenden Bettler.

Die Abbates verloren sich in der Menge, welche den Platz erfüllte, und der Kapuziner, immer in seiner gebückten Haltung, mit seinem langsamen, vom Alter gehemmten Schritt, ging durch die lange, gerade Via della Longara hin zu den kleinen Straßen am Tiber und wandte sich endlich zu der Via del Moro, in

welcher das von Pietro Barghili und seiner Tochter bewohnte Haus lag. Er trat in die Thüren einiger Häuser der Via del Moro, eine Gabe erbittend und die Münzen, das Brod und die Früchte, die man ihm reichte, mit Dank und Segen in seine Kutte steckend, bis er endlich an das Haus von Pietro Barghili kam und auch hier in gleicher Weise eintrat, ohne jedoch wieder aus demselben zurückzukehren.

Der Bettler, welcher dem Kapuziner in gleichmäßiger Entfernung gefolgt war, schritt an dem Hause vorüber, ohne einen Blick auf dasselbe zu werfen.

Ihm folgte abermals in gleicher Entfernung das Blumenmädchen und Beide wandten sich dann nach der Via della Lungareita, wo sie wieder mehr Gelegenheit fanden, die Wohlthätigkeit und die Kauflust der Vorübergehenden anzusprechen.

Der Kapuziner war, mit einem schnellen und sicheren Griff die Thür öffnend, in das Zimmer getreten, in welchem Pietro Barghili, der am frühen Morgen bereits einem Maler als Modell eines Apostels gesessen hatte, sich eben damit beschäftigte, ein leichtes Frühstück, bestehend aus einem Glase Orvietoweins, einigen Brodschnitten, etwas Ziegenkäse und Knoblauch, mit vortrefflichem Appetit und unzerstörbarer Würde zu sich zu nehmen, während die schöne Lorenza, in einem

Hausrock von grauem Wollenstoff, auf der Veranda vor dem Hause in einem großen Sessel von Rohrgeflecht ruhte und mit ihren Träumen und Gedanken beschäftigt schien.

Beim Eintritt des Kapuziners erhob sich Pietro Barghili und griff in seine Tasche, um mit einem ehrerbietigen Gruß dem Mitglied des auf die Wohlthätigkeit der Gläubigen angewiesenen Ordens seine Gabe zu reichen.

Die gebeugte Gestalt des Mönches richtete sich hoch auf, mit raschem, kräftigem Griff seines Arms schlug er die Kapuze zurück, riß eine graue Perrücke von seinem Haupt, den langen Bart von seinem Gesicht, — Barbarino Falcone's jugendfrisches Gesicht mit den gebräunten Wangen und den schwarzen, funkelnden Augen wurde sichtbar, noch wilder, noch kühner erscheinend in der dunklen, weiten Kutte des Orvieter-Ordens.

Pietro Barghili blieb erstaunt stehen, langsam zog er die bereits ausgestreckte Hand mit der für den Bettelmönch bestimmten Gabe zurück und mit einer Stimme, in welcher tiefes Erstaunen und heitere Laune sich mischten, sprach er:

„Du, Barbarino, als Kapuziner! Das ist allerdings noch merkwürdiger und überraschender, als wenn

ich mich im Kostüm des heiligen Petrus oder irgend eines Märtyrers malen lasse. Wenn Du mir in's Handwerk pfuschen willst," fuhr er lachend fort, „so mußt Du nicht dieses Kostüm wählen, dazu paßt Dein Gesicht nicht, — als alter Römer, als Mucius Scävola oder als Tiberius Gracchus würdest Du besser auftreten können."

Er füllte das vor ihm stehende Glas mit Orvietowein und reichte es dem jungen Mann, indem er zugleich mit der Hand auf den Teller mit Käse, Brod und Knoblauch deutete.

Barbarino leerte das ihm dargebotene Glas auf einen Zug und sprach dann, indem er seinen düsteren, feuerbrennenden Blick auf das lächelnde Gesicht des alten Pietro richtete, mit dumpfer Stimme:

„Es ist durchaus kein Grund zur Heiterkeit; die Verkleidung, in der Du mich hier siehst, gilt keinem Scherz und keiner leichten Sache. Du kennst," fuhr er mit leisem Ton, näher zu dem Alten herantretend, fort, „den Befehl, den wir von unserem Meister empfangen haben. Um jenen Befehl auszuführen, bin ich in dieser Verkleidung in die St. Peterskirche und in die Aula eingedrungen, und ich habe, wie ich glaube, sehr eingehende und nützliche Beobachtungen gemacht. Heute aber," fuhr er fort, „hat es mir geschienen, als wäre

ich beobachtet worden. Zwei Abbates, deren Gesichter mir nicht gefielen, sind mir gefolgt und haben sich bis zur Piazza di San Pietro hin in meiner Nähe gehalten, — wir Söhne der Berge haben den Instinkt und die Vorsicht des Raubthieres, — ich muß für einige Tage von hier verschwinden und will in dieser Kutte hier nicht wieder erscheinen. Heute will ich mich hier im Hause verbergen; sobald die Nacht hereingebrochen ist, kehre ich in die Berge zurück. Und heute," sprach er, indem seine Lippen sich fest aufeinander preßten, „nehme ich Lorenza — meine Lorenza mit mir. Ein Priester dort wird uns vereinigen. Ich kann dieß Doppelleben, diese Qual und Aufregung nicht länger ertragen, ich muß die Sicherheit meines Glückes, meiner Liebe gewinnen, um den Gefahren trotzen zu können, welche mit der Erreichung unseres großen Ziels verbunden sind."

Erschrocken senkte der alte Pietro das Auge vor dem in flammender Leidenschaft glänzenden Blick Barbarino's.

„Du willst Lorenza, das zarte, ängstliche Mädchen, mit Dir nehmen in das wilde, unruhige Leben der Berge, und so plötzlich? — Du wolltest warten, bis Du ihr ein sicheres, ruhiges Loos zu bieten im Stande wärest!"

„Ich will nicht warten," rief Barbarino, indem

er mit seinen spitzen, glänzenden Zähnen in die vollen Lippen biß, „ich will nicht warten, ich will des Glückes vollen Kelch leeren, bevor ein unglückliches Ungefähr, ein verhängnißvoller Zufall mich vielleicht dem Verderben verfallen läßt, das auf allen meinen Schritten lauert. Und dann," sagte er mit einem stechenden Blick auf den Alten, indem er heftig den Kopf schüttelte, so daß die dichten dunklen Locken seines Haares bis zu den Augenbrauen herabfielen, — „jener deutsche Graf ist zurückgekehrt, — ich will nicht, daß dieses Doppelspiel wieder anfange, ich kann jene Höllenqualen des Zweifels und der Eifersucht nicht länger ertragen, — Lorenza muß heute mit mir gehen."

Bei dem Geräusch der lauten Stimmen im Zimmer hatte sich das junge Mädchen auf der Veranda von ihrem Sessel erhoben, — sie erschien in der von gelblichem Weinlaub umrankten Oeffnung der Thür. Als sie Barbarino erblickte, flog eine schnelle Röthe über ihr zartes, bleiches Gesicht. Sie schlug die großen dunklen Augen nieder und kreuzte ihre schlanken Arme, von denen die weiten Aermel ihres grauen Gewandes in reichen Falten zurückfielen, über der Brust.

Barbarino umfaßte die zierliche, vom vollen Tageslicht umflossene Gestalt mit einem Blick voll glühender, wilder Leidenschaft, rasch warf er die weite Kutte zu-

rück, welche seine Glieder umhüllte und den einfachen Bauernanzug bedeckte, der seine kräftige Gestalt umschloß. Er eilte zu Lorenza hin, drückte sie fest in seine Arme und preßte seine Lippen in stürmischer Zärtlichkeit auf ihre reine Stirn, während das junge Mädchen, leise in sich zusammenschauernd, unbeweglich dastand.

„Lorenza, meine angebetete Lorenza," rief er, „Du mußt heute noch mein sein! Du wirst mit mir gehen in meine Berge, wo weder der Himmel noch die Hölle Dich mir entreißen wird. Ich habe meinen Leib einem gefahrvollen Unternehmen geweiht, und um den Gefahren trotzen zu können, muß ich meines Glückes sicher sein, — sicher sein, daß kein fremder, vermessener Blick auf diesem süßen, geliebten Antlitz ruhen darf."

Lorenza erbebte, mit einer heftigen Bewegung stieß sie den jungen Mann zurück, und indem sie die ängstlich scheuen Blicke bald auf ihn, bald auf ihren Vater richtete, rief sie:

„Mit Dir gehen! — jetzt — heute — das ist unmöglich!"

„Unmöglich?" rief Barbarino finster, — „warum unmöglich? Dein Vater kann es unmöglich, kann es bedenklich finden, — aber Du, wenn Du mich liebst, wie ich Dich liebe, so mußt Du aufjubeln in lautem

Entzücken, wie ich es thue bei dem Gedanken, daß das Ziel unserer langen Sehnsucht uns so nahe liegt."

Und mit düsterem, fast feindlichem Ausdruck blickte er unter seinen dicht zusammengezogenen Augenbrauen auf das junge Mädchen hin. Lorenza richtete ihre Augen und ihren Blick wie hülfesuchend auf ihren Vater.

„Mein Gott," sagte sie mit gepreßter Stimme, die mühsam aus ihrer tief athmenden Brust heraufdrang, „woher diese Eile? Es war ausgemacht, daß Du erst eine sichere, eine über alle Gefahren erhobene Existenz Dir schaffen solltest, — bevor wir —"

„Es war ausgemacht," rief Barbarino heftig, „was ein liebendes Herz, ein Herz, das von altem Quiritenblut durchströmt wird, nicht ertragen kann, — jene Zeiten der Ruhe, der Resignation sind vorüber. Ich will nicht länger warten, ich kann nicht länger warten, und Du," fügte er, voll glühender Leidenschaft, mit bitterem Lächeln hinzu, — „Du solltest empfinden wie ich, Du solltest nicht meine flammende Liebe zu kalter Geduld ermahnen."

„Mein Gott!" rief Lorenza, indem sie die Augen mit der Hand bedeckte, „jetzt gerade, — jetzt," fügte sie mit flüsternder Stimme hinzu, „wo er zurückgekehrt ist, wo er jeden Augenblick kommen kann. Er würde

Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, mich zu ſuchen, wenn er mich hier nicht findet, — es wäre unvorſichtig.“

Mit wildem Hohnlachen rief Barbarino:

„Ah, alſo Du weißt auch, daß er zurückgekehrt iſt, Du weißt, daß er Dich beſuchen wird, — Du erwarteſt ihn,“ fuhr er mit häßlicher Verzerrung ſeines Geſichtes fort, — „das Alles muß ein Ende nehmen. Gerade deßhalb darf er Dich nicht finden. Mag er Dich ſuchen dort in meinen Bergen, wo ich der Herr und Gebieter bin. Und wenn er Dich findet, ſo ſoll er Dich finden als mein Eigenthum, als mein Weib. Der Augenblick, in dem er Dich wiederſieht, wird dann zugleich der ſeines letzten Athemzuges ſein.“

„Pietro,“ ſagte er kalt, „Du kennſt meinen Willen, Du weißt, daß ich auszuführen gewohnt bin, was ich mir vorgenommen habe. Hüte Dich, mir zu widerſtehen, Du kennſt mich nur als Freund, nimm Dich in Acht, zu erfahren, was die Rache Barbarino Falcone's bedeutet!“

„Sei ruhig, ſei ruhig, Barbarino,“ ſagte Pietro unruhig und verlegen, „Du weißt, ſie iſt leicht erregbar, alles Plötzliche erſchreckt ſie. Und die Sache iſt auch ernſt genug, um in ruhiger Ueberlegung erwogen zu werden.“

„Ich habe überlegt, ich habe erwogen," rief Barbarino, „mein Entschluß steht fest, und wehe Dir, wenn Du seiner Ausführung Schwierigkeiten bereitest, wehe Dir, wenn ihr Zögern mich an ihrer Liebe zweifeln läßt."

Er füllte das Kelchglas mit dem funkelnden Wein und stürzte dessen Inhalt mit einem raschen Zuge hinunter.

Lorenza stand mit niedergesunkenen Armen und leicht vorgeneigtem Haupt einen Augenblick in starrer Unbeweglichkeit da. Dann blitzte es in ihren Augen auf, wie ein schnell emporschimmernder Gedanke, ein ruhiges, freundliches Lächeln erschien auf ihren Lippen. Sie näherte sich Barbarino, legte sanft den Arm auf seine Schulter und sprach mit jener harmonisch wohlklingenden Stimme, welche im Munde der Römerin fast wie Gesang erscheint:

„Verzeihe mir, Barbarino, daß diese so plötzliche und unvorbereitete Mittheilung mich erschreckt und bestürzt hat. — Du weißt, daß ich mich Allem unterwerfe, was der Wille meines Vaters über mich beschließt. Laß mir Zeit bis heute Abend, darüber nachzudenken. Ich bedarf der Ruhe und Einkehr in mich selbst in einem so wichtigen und ernsten Augenblick."

Barbarino legte seinen Arm um ihre Schulter und drückte sie heftig und stürmisch an seine Brust, während der alte Pietro in sinnendem Nachdenken dastand.

Man hörte starke Schritte auf dem Vorplatz.

„Was ist das?“ rief Pietro auffahrend, „wenn Dir wirklich Gefahr droht, so verbirg Dich schnell, schnell dort in dem Zimmer meiner Tochter.“

Er ergriff die auf der Erde liegende Kutte, die Perrücke und den Bart, und drängte Barbarino nach der Thür zu dem Zimmer Lorenza's.

Das junge Mädchen trat einen Augenblick erschrocken, wie abwehrend, vor diese Thür, aber schnell faßte sie sich und kehrte in die Mitte des Zimmers zurück, während Pietro den jungen Mann in das Nebengemach drängte und ihm die Gegenstände seiner Verkleidung nachreichte. Dann öffnete er die äußere Thür, an welche soeben mit starken Schlägen geklopft wurde.

Ein Lohndiener trat ein, er hielt einen kleinen versiegelten Brief in der Hand und sprach in gleichgültig fragendem Ton:

„Signora Lorenza Barghili?“

Lorenza trat rasch vor, ergriff das Billet und öffnete es, schnell das Siegel erbrechend, während der

Lohndiener sich mit ruhigem Gruß wieder entfernte. Das junge Mädchen durchflog den Inhalt des kurzen Billets.

„Er wird heute Abend kommen," rief sie, „er hat die Einwilligung seiner Eltern erhalten, er will Alles mit uns verabreden, um so schnell als möglich mir seine Hand zu reichen. Ich werde eine Dame, eine Gräfin sein, — ich werde glücklich sein."

Einen Augenblick richtete sie die leuchtenden Augen aufwärts, ein Schimmer freudigen Glücks beleuchtete ihre Züge, — dann zuckte sie wie erschrocken zusammen, ihr Blick richtete sich auf die geschlossene Thür des Nebenzimmers. Rasch trat sie zu Pietro hin, umschlang ihn mit ihren Armen und flüsterte leise, fast sein Ohr mit ihren Lippen berührend:

„O, mein Vater, errette mich, ich kann nicht mit ihm gehen! Ich liebe ihn nicht, ich fürchte mich vor ihm. Mein Herz gehört," fügte sie tief erröthend hinzu, — „dem Grafen Francesco, die Trennung von ihm wird mein Tod sein."

Erstaunt und betroffen blickte der Alte auf seine Tochter, die ihr Haupt an seiner Brust barg.

„Das habe ich nicht geglaubt, mein Kind," sagte er leise, die Stimme dämpfend, „ich glaubte, Du liebtest Barbarino."

„O nein, nein," rief sie, „ihn, der mich erschreckt, der mich fürchten und zittern läßt, ihn habe ich nie geliebt, — aber ich fürchte ihn und ich fürchte ihn so sehr, — mein Francesco wird mich vor ihm beschützen."

Pietro Barghili warf einen scheuen Blick nach der Thür hin, dann sah er liebevoll und wehmüthig zu seiner Tochter herab.

„Mein armes Kind," sagte er, „ich kann Dich nicht schützen, ich bin mit Jenem," fügte er, abermals ängstlich nach der Thür blickend, hinzu, „verbunden durch geheime, unauflösliche Bande, ich darf seinem Willen nicht entgegentreten, ohne mich einer sicheren und unerbittlichen Rache auszusetzen."

„O, mein Vater," rief Lorenza, „dann laß mich fliehen, laß mich hineilen zu meinem Geliebten. Er wird mich zu schützen wissen, wenn ich erst bei ihm bin und wenn ich ihm Alles sagen kann, was ich bis jetzt unter tausend Qualen habe verheimlichen müssen. Und Du, mein Vater, sollst keine Schuld haben, Du sollst mich verleugnen, bis Du im Stande bist, Dich der Rache dieses Entsetzlichen zu entziehen. Im Laufe dieses Tages bis zum Abend wird sich leicht eine Gelegenheit für mich zur Flucht bieten, sobald ich an der Ecke der nächsten Straße bin, bin ich gerettet. Und

nur um das Eine, das Eine bitte ich Dich, gehe jetzt eilends zu ihm hin und bringe ihm die Nachricht, oder nein, bringe sie ihm nicht, sende sie ihm durch einen Deiner Bekannten, daß er heute nicht kommen möge, daß er zu Hause bleibe und auf eine Botschaft von mir warte. Es wäre entsetzlich, wenn er käme und hier mit Barbarino zusammenträfe, mit Barbarino in seiner wilden Erregung. Es gilt, ein großes Unglück zu verhüten. Ich bitte Dich, mein Vater, ich beschwöre Dich, gehe, ihm Botschaft zu bringen, zu verhüten, daß er heute hieherkommt."

Pietro senkte sinnend den Kopf auf die Brust.

„Du würdest glücklich sein," sagte er, „wenn Du ihn liebst und noch dazu eine vornehme Dame wirst. Ich darf Dich nicht diesem wilden Sohn der Berge überlassen, — aber es wird schwer sein, gefahrvoll vielleicht, sein Arm reicht weit und sein rachsüchtiges Herz kennt keine Versöhnung."

„O, mein Vater," rief sie, „nur um dieß Eine bitte ich Dich, bringe ihm die Botschaft, daß er nicht hieherkommt, daß er mich bei sich erwartet, und ich will alles Uebrige auf mich allein nehmen! Ich werde zu ihm fliehen, ich werde mich zu retten wissen ohne Deine Theilnahme, ohne Dein Wissen, — Du sollst seiner Rache nicht ausgesetzt sein."

Die Thür des Nebenzimmers öffnete sich, vorsichtig lauschend und spähend streckte Barbarino den Kopf hervor.

„Was war es?“ fragte er.

„Ein Maler hat mich zu einer kurzen Sitzung bestellt, weil er noch etwas an einem Kopfe ändern wollte, den er nach mir gemalt,“ erwiederte Pietro, während Lorenza, sich zum Fenster wendend, das Billet, welches sie erhalten hatte, in ihrem Busen verbarg.

Barbarino trat in das Zimmer und schloß die Thür hinter sich.

„Ich will gehen,“ sagte Pietro, „und gleich meine Sitzung halten, um so bald als möglich zurückkehren zu können. Du bist hier in Sicherheit,“ fuhr er zu Barbarino gewendet fort, „Lorenza soll Dir das Frühstück besorgen, in Kurzem bin ich wieder zurück und wir können überlegen, was weiter zu thun ist.“

„Sowie die Nacht hereingebrochen ist, gehen wir fort,“ sagte Barbarino finster. „Draußen erwartet mich mein Pferd, es wird uns Beide hintragen in die Berge, wo mein Wille herrscht, wo Niemand es wagen darf, die Augen zu meiner Geliebten zu erheben.“

Seine Hand legte sich auf den Griff des Dolches, den er im Gürtel trug, und sein Auge ruhte mit wilder Leidenschaft und einer düstern, argwöhnischen

Frage auf dem jungen Mädchen, welches zwar mit niedergeschlagenen Blicken, aber mit einem heiteren, unbefangenen Lächeln auf den Lippen, ein weißes Tuch auf den Tisch breitete und aus einem kleinen Wandschrank die Vorräthe an Früchten, Käse, Brod und Salami hervorholte, um mit jenem den Römerinnen eigenen Schönheitssinn das einfache Frühstück für Barbarino zu ordnen.

Pietro grüßte Abschied nehmend mit der Hand und erwiederte einen bittenden Blick seiner Tochter mit einem kaum merkbaren Augenwink und ging hinaus.

Lorenza hatte das Arrangement des Tisches vollendet, füllte ein Glas mit Wein und reichte es, nachdem sie den Rand leicht mit den Lippen berührt hatte, Barbarino hin. Dieser leerte es in schnellem Zug, dann eilte er auf das junge Mädchen zu, schloß sie stürmisch in seine Arme, küßte ihr weiches, duftiges Haar und fragte, zu ihrem Ohr sich neigend, mit leisem, innigem Ton, indem sein glühender Athem ihre Wange streifte:

„Lorenza, meine geliebte Lorenza, willst Du mit mir gehen, willst Du mir folgen, um mir ganz zu gehören? Sage mir, ob Du mich liebst und Du glücklich bist wie ich, wenn uns nichts mehr trennt, wenn wir draußen in der Welt meiner Freiheit für uns

allein leben, Alles um uns her vergessen und vielleicht von Allen vergessen."

Lorenza zitterte in seinen Armen, leise zusammenschauernd. Einen Augenblick preßte sie ihre Lippen krampfhaft aufeinander, als zöge ein großer Schmerz ihr das Herz zusammen. Dann aber lächelte sie wieder, schlug die Augen mit klarem Blick zu Barbarino auf und sagte mit einem flüsternden Ton, der keine Bewegung in ihrer Stimme erkennen ließ:

„Kannst Du mir zürnen, Barbarino, wenn der Gedanke, meinen Vater, meine Heimat hier zu verlassen, meine ganze Vergangenheit abzuschließen, — wenn der Gedanke mich einen Augenblick schmerzhaft bewegt und fast entsetzt hat?"

„Einen Augenblick," rief Barbarino, indem ein Strahl von Entzücken aus seinen Augen blitzte, — „einen Augenblick, meine süße, geliebte Lorenza! Und ist dieser Augenblick vorüber?" fragte er, ihren Kopf in seinen beiden Händen haltend und ihr tief in die Augen blickend.

„Er ist vorüber," erwiederte Lorenza ruhig und fest, „ich habe mich entschlossen, meinen Vater, meine Heimat, Alles zu verlassen und," fügte sie ganz leise in fast unhörbarem Ton hinzu, „Dem zu folgen, dem die Liebe meines Herzens gehört."

Er drückte sie fest an sich und bedeckte ihr Gesicht mit glühenden Küssen.

„O, meine Lorenza," rief er, „ich danke Dir, — ich danke Dir! Du machst mich überglücklich! Verzeihe meinen Zweifel, meinen Argwohn, — meine Eifersucht," sagte er, indem ein düsterer Schatten über sein Gesicht dahinflog. „Es kommt ja das Alles nur von meiner Liebe zu Dir, die so heiß ist wie der brennende Strahl unserer Sonne, so tief wie das Meer und so wild wie die Schluchten meiner Heimat."

Lorenza wand sich sanft aus seinen Armen und deutete lächelnd auf den Platz am Tisch, den sie für ihn bereitet hatte.

Er setzte sich mit glühenden Wangen und strahlendem Blick zu dem einfachen Mahl nieder. Sie nahm an seiner Seite Platz und bediente ihn heiter und freundlich, und oft drückte er seine Lippen auf ihre Hand, welche ihm eine Frucht oder eine Brodschnitte reichte.

Seine brennenden Lippen fühlten es nicht, daß ihre Hand kalt war wie Eis, seine von Glück und Seligkeit strahlenden Augen sahen es nicht, daß diese zarten Finger zitterten und zuckten und daß ihre Blicke sich zuweilen wie in angstvollem Gebet aufwärts richteten.

Siebenzehntes Kapitel.

Herr Charles Lenoir durchschritt ruhig und ohne anscheinend seine Umgebung zu beachten die dichten Menschenmassen, welche sich auf dem Carousselplatze hin und her bewegten und begab sich durch die Rue de Rivoli und über die Place de la Concorde nach dem Boulevard Malesherbes; dort trat er in das der Augustinerkirche gegenüberliegende große Eckhaus und stieg die breite und elegante Treppe nach der ersten Etage hinauf, wo noch immer die Frau Marchesa Pallanzoni ihre Wohnung hatte.

Herr Lenoir zog die Glocke und schnell wurde die Thür geöffnet, aber nicht mehr von einem jener eleganten Lakaien in hellblauer und silberner Livrée, sondern von einem zierlichen Kammermädchen in weißer Schürze und

weißem Häubchen, welche beim Anblick des Einlaß Begehrenden sogleich die Thür zu den inneren Räumen der Wohnung öffnete.

Herr Lenoir trat ein, ohne sich die Mühe zu geben, seinen Hut abzunehmen.

Es war Alles im Allgemeinen noch wie früher in diesen Räumen. Doch fehlte jener gewisse Schmelz der Eleganz und des Luxus, der dieselben früher ausgezeichnet hatte. Die Divans und Lehnstühle standen noch auf demselben Platz, die schweren Gardinen hingen vor den Fenstern, aber man sah nicht mehr jene tausend Kleinigkeiten von antiker Bronze, Marmor und Gold, welche in ihrer äußeren Unscheinbarkeit als Gegenstände der Kunst und der Laune oft so enorme Werthe repräsentiren. Man sah nicht mehr jene frischen exotischen Blumen, die sonst jeden Winkel des Gemachs ausfüllten, und von den Wänden waren die kostbaren Oelgemälde verschwunden.

Der Salon war derselbe und doch wehte aus demselben ein anderer Geist als früher. Wer sonst diese Räume betreten hatte, dem mußten sie jetzt den Eindruck machen wie eine altgewordene Schönheit, bei welcher man noch dasselbe Profil, dieselben Züge erblickt, welche aber den unnachahmlichen Reiz der Jugend und Eleganz verloren hat.

Herr Lenoir durchschritt den Salon und öffnete die Portière nach dem Boudoir der Marchesa Pallanzoni, welches ebenfalls jener unscheinbaren Kleinigkeiten beraubt war, die zum intimsten Wohnraum einer Dame gehören, welche den Anspruch macht, der crême de la crême der eleganten Welt zugezählt zu werden.

Auf der Chaiselongue, welche den mit blauen Gardinen verhangenen Fenstern gegenüberstand, lag die Marchesa Pallanzoni. Die wunderbare Schönheit ihrer Züge hatte sich nicht verändert; ihr Teint war eben so perlmutterweiß und durchsichtig wie früher; ihr reiches Haar glänzte in vollen Flechten ohne jede Nachhülfe; das Feuer ihrer großen, mandelförmigen Augen war nicht ermattet, aber aus diesen Augen blickte statt des siegesgewissen Stolzes, der sie früher erleuchtete, eine finstere, trübe Resignation. Es war nicht die fromme Ergebung der von der Welt zurückgezogenen Magdalena, welche auf ihren fest zusammengepreßten Lippen lag, sondern der grimmige, höhnische Haß der Medea, welche der Welt, die ihr Unheil gebracht, sechsfaches Unheil zurückzugeben entschlossen ist.

Sie trug ein Hauskleid von dunkler Seide, elegant und geschmackvoll, aber nicht mehr von jener unbeschreiblichen Frische der Toiletten ihrer früheren Zeit, welche nur auf den Sonnenstrahl eines Tages berechnet waren,

wie die stets sich erneuenden Blütenkelche des Frühlings, — man sah ihrer Robe an, daß bei ihrer Bestellung auch daran gedacht war, daß einige Zeit vergehen müsse, ehe sie durch eine andere ersetzt werden könne.

Die Marchesa schlug kaum die Augen auf, als Herr Charles Lenoir in das Boudoir trat.

Auch hier hielt derselbe es nicht für nöthig, seinen Hut abzunehmen. Er warf sich mit einer gewissen Nonchalance gleichgültig in einen Lehnstuhl, zog eine Cigarre aus seinem Etui und zündete dieselbe langsam und behaglich mittelst eines kleinen Taschenfeuerzeugs an, ohne daß die Dame auf seine Gegenwart oder Beschäftigung zu achten schien.

„Es ist wieder etwas kahler bei Dir geworden, meine liebe Toni," sagte er, große Rauchwolken in die Luft blasend, indem er seine Blicke über die schmucklosen Wände und die leeren Etagèren hingleiten ließ, — „wir gehen bergab," fuhr er kopfschüttelnd fort — „stark bergab, ebenso," sagte er hohnlächelnd, „wie das Kaiserreich unseres allergnädigsten Souveräns Napoleons III. und seiner sehr schönen und sehr glänzenden kaiserlichen Gemahlin, welche von den größten Dummköpfen des Jahrhunderts umgeben sind, die nicht hören und nicht sehen wollen, sondern blindlings mit der Nase in der Luft dem Abgrund zustürmen!"

„Mögen sie in ihren Abgrund stürzen," fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, während die Marchesa fortwährend in unbeweglichem Schweigen auf ihrer Chaiselongue lag. „Wir wollen ihr Beispiel nicht nachahmen. Wir müssen ein wenig darüber nachdenken, was wir zu thun haben, um unsere Lage zu verbessern und um nicht gezwungen zu werden, Deine Salons schließlich vollständig zu degarniren."

Ein Blick voll Zorn und Verachtung aus dem rasch aufgeschlagenen Auge der Marchesa traf Herrn Lenoir, der sich weit in seinen Stuhl zurückgelehnt hatte und mit großer Geschicklichkeit kleine Ringelwolken von Tabaksrauch in die Luft blies.

„Ich bin sehr neugierig," sagte sie mit kaltem, schneidendem Ton, „die Resultate Deines Nachdenkens zu hören. Bis jetzt hast Du nichts weiter verstanden, als, so oft Du meinen Lebensweg durchkreuztest, mich von der Höhe herab in den Staub und Schmutz zu ziehen. Du wagst es," fuhr sie fort, indem sie sich halb emporrichtete und wie im Ausbruch plötzlicher Erregung Blicke voll zorniger Leidenschaft auf ihn schleuderte, „Du wagst es, in diesem Ton von der Verschlechterung meiner Lage zu sprechen, von der Du doch wahrlich bisher nichts empfunden hast. Du bist es gewesen, der mich dahin gebracht hat, mit jenem Grafen

Rivero zu brechen, der mir unerschöpflich reiche Geldquellen fließen ließ, der mir die ersten Kreise der höchsten Gesellschaft öffnete, und dem ich dienen konnte, indem ich die Fäden der Weltgeschicke verfolgte. Aus jener lichten, schönen und glänzenden Welt bin ich herabgesunken durch Dich, dem ich nie wieder zu begegnen hoffte und den ich beim ersten Anblick hätte auf jede Gefahr hin in sein Nichts zurückschleudern sollen. Ich bin herabgesunken zu einem Werkzeug dieser kaiserlichen Polizei, welche nicht wie jener Meister, gegen dessen Herrschaft ich mich auflehnte, mit feiner und kräftiger Hand die großen Fragen des Weltlebens erfaßt, — welche zu herrschen glaubt, wenn sie in die kleinen und elenden Geheimnisse des niedrigen Lebens eindringt, welche," fügte sie hinzu, indem sie mit dem Ausdruck unendlicher Verachtung die Achseln zuckte, „die Dienste, die man ihr leistet, eben so elend und jämmerlich bezahlt, als ihre Auffassung von dem Welt- und Völkerleben ist. Was ich empfunden und gelitten habe bei diesem tiefen Fall von so glänzender Höhe, das kannst Du freilich nicht verstehen und mitempfinden, — und Du hast ja," sagte sie mit bitterem Hohn, „auch keinen Grund dazu, Deine Ansprüche sind ja befriedigt worden, und um sie befriedigen zu können, habe ich meine Equipage und Alles, was das Leben reizvoll

verschönt, hingegeben, habe ich mich verurtheilen müssen zu einsamer Zurückgezogenheit von der Welt, die sich von mir abwendet, nachdem mein würdiger Gemahl, der Herr Marchese von Pallanzoni in Rom, mich öffentlich kompromittirt hat. Jetzt sind diese Ressourcen erschöpft und bald wird mir nichts mehr übrig bleiben, um Deine rücksichtslosen Ansprüche zu befriedigen, als auch noch diese Wohnung aufzugeben, der ja schon jeder Schmuck genommen ist, die mich aber wenigstens noch an eine bessere Vergangenheit erinnert, und in die Welt hinauszuziehen, um mir weit von Paris und weit von Dir ein neues Leben zu schaffen."

Herr Lenoir hatte die leidenschaftlich erregten Worte der jungen Frau ruhig mitangehört. Er strich vorsichtig die Asche von seiner Cigarre und ließ dieselbe auf den zartgemusterten, aber bereits etwas verschossenen Teppich des Boudoirs fallen.

„Das wäre sehr thöricht," sagte er, indem er ein Bein über das andere schlug und die Spitze seines Stiefels betrachtete, „denn wenn Du Paris verlassen würdest, so würden ja die Quellen versiegen, aus denen Du gegenwärtig schöpfst. Und außerdem," fügte er mit scharfem, stechendem Blick hinzu, „würde man Dir das auch nicht erlauben. Wer einmal dieser geheimnißvollen Macht gedient hat, den läßt sie nicht

wieder frei, denn nur so ist sie seiner und dessen, was er weiß, sicher."

„Und was wollte man thun, um mich zu halten," rief die junge Frau, indem eine flammende Röthe ihr Gesicht überzog, „bin ich nicht frei, zu gehen, wohin ich will, und zu thun, was ich will?"

„Nein," sagte Herr Lenoir, „Du vergißt, meine Liebe, daß Du nicht ohne Dasjenige bist, was man in den Bureaux der Polizei Antecedentien nennt, und daß man es gewiß vorziehen würde, in diesen Antecedentien zu forschen und auf Grund derselben die Hand auf Dich zu legen, wenn Du Miene machen solltest, den Zügel zu zerreißen, an welchem man Dich heute leitet."

Die junge Frau sprang auf und trat wie ein gereiztes Raubthier vor ihn hin.

„Das wagst Du mir zu sagen," rief sie, — „Du, mit Deiner Vergangenheit? — denkst Du nicht daran, daß, wenn man jemals einen Schritt gegen mich thäte, ich Macht genug hätte, um Dich zunächst zu vernichten?"

Er schüttelte ruhig den Kopf.

„Du täuschest Dich vollständig, mein Kind," sagte er. „Was hat Herr Charles Lenoir, dem man hier vielen Dank für geleistete Dienste schuldig ist, mit der

Marchesa Pallanzoni zu thun? Wer würde sich hier, wenn kein Interesse dazu vorliegt, mit der Frage beschäftigen wollen, ob Herr Charles Lenoir jemals in Verbindung mit einem längst verstorbenen Herrn Balzer gestanden habe, der das Unglück oder das Glück hatte, vor langer Zeit eine reizende Frau zu besitzen, welche dann Wittwe wurde und einen weit entfernten italienischen Marchese heirathete, der," fügte er hohnlachend hinzu, „allerdings in sehr rücksichtsloser Weise sich von ihr losgesagt und sie in eine ziemlich bedenkliche und zweifelhafte Lage gebracht hat. Es gab eine Zeit," fuhr er fort und seine tief eingesunkenen und gewöhnlich so matten und schlaffen Augen funkelten von triumphirender Bosheit, — „es gab eine Zeit, in welcher Du und Dein Graf Rivero Macht über mich hatten, als ihr mich aus dem Leben verschwinden lassen konntet, ohne daß ich im Stande war, euch Widerstand zu leisten, — diese Zeit ist vorbei. Jener stolze und übermüthige Graf ist fern, — die Grenzen Frankreichs sind ihm verschlossen, und Du, mein Kind, — Du bist klug genug, um das einzusehen, — Du bist in meinen Händen, mehr als zu jener Zeit, da ich Dein Herr und Gemahl war, dem Du am Altar Gehorsam versprochen, — ein Versprechen, das Du eben so wenig gehalten, als irgend ein anderes in Deinem Leben."

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich der gereizten Löwin gleich auf ihn stürzen, — aber sie fühlte die Wahrheit seiner Worte. Schlaff fielen ihre Arme herab und langsam ließ sie sich wieder auf ihre Chaiselongue niedersinken.

„Ich sehe," sagte Herr Lenoir, indem sein Blick mit grausamer Ruhe auf ihr haftete, „daß meine Toni noch immer nicht den scharfen Verstand verloren hat, den ich stets an ihr bewundert. Da Du nun aber einsiehst," fuhr er dann fort, „daß Du aus dem Kreise, in den Du gebannt bist, nicht heraustreten kannst, so wirst Du nun wohl, statt mir Szenen unnützer und unberechtigter Aufregung zu spielen, mit mir darin übereinstimmen, daß es viel vernünftiger ist, an die Nothwendigkeit des Augenblicks zu denken und auf Mittel zu sinnen, um reichere Geldquellen flüssig zu machen. Denn," fügte er hinzu, indem er abermals mit höhnischem Lachen über die kahlen Wände hinblickte, „unsere Hülfsfonds sind zu Ende und auch die Hauptgrundlage Deiner jetzigen Existenz könnte bald zusammenbrechen. Wenn die kaiserlichen Staatskünstler so wie bisher weiter arbeiten, so möchte der Lorbeerkranz, mit dem der ruhmvolle Kaiser seine Stirn auf den Zwanzigfrankenstücken umwunden hat, bald herabfallen und wer weiß, ob die sehr verehrliche kaiserliche Polizei noch lange existirt

und ihre geschickten Diener würdig wird belohnen können."

In düsterer Verzweiflung blickte die Marchesa vor sich hin.

Der Zug abwehrenden Stolzes, welcher bis dahin auf ihrem Gesicht gelegen hatte, war vollständig verschwunden. Sie betrachtete eine Zeitlang in schweigendem Sinnen ihre Fingerspitzen, dann sagte sie mit traurigem Ton, indem sie einen matten Blick wie hülfesuchend auf Herrn Lenoir richtete:

„Aber was ist zu thun, um unsere Lage zu verbessern? Ich habe ja nur die eine Hülfsquelle. Der Bruch mit dem Grafen Rivero ist irreparabel."

„Es könnte mir auch wahrlich nicht in den Sinn kommen," fiel Herr Lenoir ein, „mit jenem thörichten Phantasten mich wieder in Verbindung zu setzen, der Dich," fügte er mit einem gemeinen Lachen hinzu, „der Dich ja auch von hier fortnehmen könnte und Dich von der sanften Kette der Liebe und Abhängigkeit zu befreien im Stande wäre, welche Dich in diesem Augenblick an mich fesselt. Nein, nein, meine liebe Toni, ich hänge viel zu sehr an Dir und den Erinnerungen unserer Vergangenheit, als daß ich Dich von mir lassen könnte. Du mußt hier bleiben und hier müssen wir Mittel und Wege finden, um dieser Plün-

berung Deiner so schönen Salons Einhalt zu thun und um dieselben wieder mit all' jenen schönen Sachen zu füllen, welche so reizend aussehen und einen so guten Rückhalt für schlechte Zeiten bilden.

„Ich begreife übrigens nicht," fuhr er fort, „wie meine geschiedte und so welterfahrene frühere Frau und jetzige Freundin auch nur einen Augenblick in Verlegenheit darüber sein kann, wie wir die goldenen Fluten wieder in das versiegende Bett unseres Lebensstroms hineinlenken können. Ich bitte Dich, sieh' nur einmal in Deinen Spiegel, den Du, wie es scheint, seit langer Zeit vernachlässigt hast, und Du wirst Dich überzeugen, daß diese Augen heute noch schöner sind als damals, als ich Dich kennen lernte und als Du es so gut verstandest, mit den Herzen auch die Börsen zu Deinen Füßen niedersinken zu lassen, — freilich waren es nur die Börsen kleiner Roués einer österreichischen Provinzialstadt, — das will nicht viel sagen, — während es sich hier um die Größen der europäischen Aristokratie und der Finanzwelt handelt."

„Nur Du," rief sie in zitternder Aufwallung, „nur Du bist im Stande, mir einen solchen Vorschlag zu machen, nur Du bist niedrig genug, um aus dieser Quelle des Goldes die Hefe für Dich schöpfen zu wollen. Niemals! Niemals!" rief sie.

Er saß einige Augenblicke schweigend vor ihr und betrachtete sie mit einem Blick, in dem die volle Sicherheit der Herrschaft über sein Opfer lag.

„Es wird wohl nöthig sein," sagte er, „daß Du Dich meiner Leitung unterwirfst, denn wenn Du meinen Rathschlägen nicht Folge leisten solltest, so könnte es gar leicht möglich sein, daß auch wenn dieß Kaiserreich durch ein Wunder noch bestehen bliebe, dennoch Deine jetzige, gegen früher so spärliche Einnahmequelle versiegte. Auch könnte man leicht auf den Gedanken kommen, sich einer Person, die in so manche Geheimnisse eingeweiht worden ist, zu versichern, — und wäre diese Person auch so reizend, geistvoll und liebenswürdig wie die ausgezeichnete und vortreffliche Frau Marchesa von Pallanzoni."

Die junge Frau erbleichte tief. Unruhige, widersprechende Gedanken schienen sich in ihrem Innern umherzuwälzen. Sie preßte ihre Hände so heftig gegeneinander, daß die Spitzen ihrer Nägel rothe Male in ihre Haut drückten. Dann blickte sie, halb die Augen aufschlagend, durch ihre lang herabhängenden Wimpern zu Herrn Lenoir hinüber und sprach mit kaltem und ruhigem Ton:

„Deinen Rathschlägen Folge zu leisten, sagst Du, — — und wenn ich es wollte, — welche Rathschläge

haſt Du mir gegeben? Du haſt mir einmal eine kleine, geckenhafte und lächerliche Perſönlichkeit gezeigt, einen Menſchen mit einem Lorgnon im Auge und in ziemlich verkommener Toilette, der mich ſeit langer Zeit auf eine ziemlich aufdringliche und unverſchämte Weiſe verfolgt. Du haſt mir geſagt, daß ich ſeine Annäherung nicht ſo ſcharf hätte zurückweiſen ſollen, wie ich dieß gethan, — iſt es dieſer etwa," fuhr ſie mit forſchendem Blick und ſpöttiſchem Lächeln fort, „der unſere Lage zu verbeſſern im Stande wäre und der mir mit ſeinem Herzen Haufen Goldes zu Füßen zu legen vermöchte?"

„Du ſprichſt von Raoul Rigault," ſagte Herr Lenoir achſelzuckend. „Nein, er iſt es nicht, der heute dieſe Salons wieder mit Bronzen, Bildern und Majoliken füllen und die ſchönen Pferde in Deine Ställe zurückführen kann, ihn meine ich nicht. Aber darum," fuhr er fort, „iſt er doch ein Menſch, den man nicht zurückſtoßen ſollte. Wir leben in merkwürdigen Zeiten, wunderbare Umwandlungen können ſich ſchnell vollziehen und dann kann dieſer kleine Raoul Rigault, der heute ein Zwanzigfrankſtück für ein Vermögen anſieht, eine Perſon werden, von der das Schickſal Frankreichs abhängt und in deſſen Händen Millionen zuſammenfließen. Alles iſt heute möglich, und dieſer junge Menſch iſt eine Zukunft, die man ſich konſerviren müßte, — ich

weiß," sagte er mit einem gewissen Selbstgefühl, „wer er ist und was er werden kann, wenn die heutige Gesellschaft einmal gründlich zusammenbricht. Und das kann gar bald geschehen, wenn dieser kranke und schwache Kaiser noch weiter seine unbegreiflichen politischen Experimente in Frankreich fortsetzt."

Die junge Frau war wieder in tiefes Nachdenken versunken und schien kaum die Bemerkung des Herrn Lenoir zu hören.

„Doch das sind Fragen der Zukunft," fuhr dieser fort, „in diesem Augenblick würde allerdings Herr Raoul Rigault nicht derjenige Verehrer sein, dem eine Dame von Deiner Schönheit und Distinktion — und in Deiner Lage — eine größere Annäherung erlauben möchte. Auch habe ich von ihm nicht sprechen wollen, aber es gibt doch wahrlich heute noch in Paris der jungen und liebenswürdigen Männer genug, welche im Stande sind, einen unerschöpflichen Goldregen in Deinen Schooß niederfallen zu lassen, wenn Du ihnen nur dazu die Erlaubniß geben willst, und wenn Dir," fügte er lachend hinzu, „die jungen Männer zu beunruhigend und aufregend sind, so hast Du auch unter den Aelteren und Gesetzten die Wahl, wenn Du nur willst, und vielleicht wird der goldene Regen, über den sie gebieten können, noch dichter und nachhaltiger sein."

Sie antwortete nicht und blickte fortwährend schweigend und gedankenvoll vor sich nieder.

„Ich habe," fuhr er fort, „Dir hier eine Einladung gebracht, welche Dich sofort in die Lage setzen wird, Dasjenige zu finden, was uns noththut und Dir die reichste und vollständigste Auswahl gewährt."

Verwundert erhob die junge Frau den Kopf und blickte fragend und erwartungsvoll zu Demjenigen hinüber, dessen Namen sie früher getragen und an dessen Seite sie die Tiefen des Lebens durchmessen hatte.

Herr Lenoir zog aus seiner Tasche eine glänzend glacirte Karte in großem Quadratformat mit goldenem Rande und goldener Schrift, welche einen starken Duft von Patchouli und Petivert ausströmte. Er reichte diese Karte der jungen Frau, welche sie schnell ergriff und mit fliegender Spannung ihre Augen darüber gleiten ließ.

Mit zitternder Stimme las sie:

„Madame Cora Pearl bittet die Frau Marchesa Pallanzoni, heute Abend um sieben Uhr bei ihr zu diniren."

Wie von einer Schlange gebissen, schnellte sie empor und schleuderte die Karte zur Erde.

„Das ist," rief sie mit vor Zorn ersticktem Ton, „Dein Rath? Das ist Dein Ausweg? — So tief soll ich herabsteigen? Aus diesem schlammigen Abgrund

ſoll ich das Gold ſchöpfen, das Du noch mehr bedarfſt als ich!"

Mit kaltem Hohnlächeln zuckte er die Achſeln.

„So tief herabſteigen?" fragte er, — „ich glaube, die Soupers, welche Du beſuchteſt, als ich die Freude hatte, Dich kennen zu lernen, vereinigten eine weit weniger elegante, weit weniger gewählte und vor allen Dingen weit weniger reiche Geſellſchaft, als Du ſie in den Salons der Madame Cora Pearl zu finden gewiß biſt."

„Damals," ſagte ſie, immer noch zitternd vor Aufregung, — „damals, — o, das war etwas Anderes, damals ſtand ich ſelbſt noch in jener Tiefe, — in welcher ich Dich kennen lernte," fügte ſie mit unausſprechlicher Verachtung hinzu. „Damals war ich noch nicht hinaufgeſtiegen in die lichten Höhen der Welt, damals war ich noch nicht die Marcheſa Pallanzoni, die in den Tuilerieen empfangen worden und die der ganzen Welt von Paris als unerreichbares Vorbild diente —"

„Und der heute," fiel er ein, „von ihrem würdigen Herrn Gemahl, — ich meine nicht mich, ſondern jenen Herrn Marcheſe Pallanzoni —, der ſtrahlende Nimbus, mit dem ſie ſich umgeben hatte, entzogen worden iſt, — deren Fuß die Tuilerieen nicht mehr betreten wird, und

die, wenn sie frische Luft schöpfen will, im bescheidenen Fiaker durch das Bois de Boulogne fahren muß, das sie einst, gezogen von den berühmten Pferden der Madame Musard, durchflog."

Sie preßte die Hände vor die Stirn, als wollte sie die wild in ihrem Kopf arbeitenden Gedanken zusammenhalten und ordnen.

„Wozu übrigens," fuhr Herr Lenoir ruhig fort, „die lange Erörterung? Mein Entschluß ist gefaßt, er ist nothwendig, und ich verlange, daß Du meinem Willen gehorchst, was Du auch ohne allen Zweifel thun wirst, denn Du bist zu klug, um die Richtigkeit dessen, was ich Dir sage, nicht einzusehen. Ich habe für Dich gehandelt, ich habe dieser Dame" — er hob langsam die vor ihm liegende Karte wieder auf — „Deinen Wunsch ausgesprochen, daß Du sie kennen zu lernen wünschest, und sie ist Deinem Wunsche durch diese Einladung bereitwilligst entgegengekommen. Du darfst mich nicht kompromittiren —"

Sie zuckte mit einem Lächeln höhnischer Verachtung die Achseln.

„Du wirst," fuhr er, ohne diese Bewegung zu beachten, fort, „diese Einladung annehmen, die Dir Gelegenheit geben wird, den Herrn Grafen Rivero vollkommen ausreichend zu ersetzen."

„Und wenn ich es nicht thue?“ fragte sie kalt und schneidend.

„Wenn Du es nicht thust,“ erwiederte er in demselben Ton, „so wird morgen auch die letzte Quelle, aus welcher Du bisher geschöpft, versiegen, und ich meinestheils werde Dich Deinem Schicksal überlassen, denn ich kann nicht meine Verbindungen mit einer Frau fortsetzen, welche thöricht genug ist, die reichen Hülfsquellen, welche ihr zu Gebote stehen, nicht zu benützen. Das ist mein letztes Wort,“ sagte er hart und rauh. „Gib mir Deine Antwort. Darf ich Madame Pearl sagen, daß sie Dich erwarten kann?“

Sie stand einige Augenblicke, die Hände auf die Brust gedrückt, starr und unbeweglich da. Marmorne Ruhe lag auf ihrem Gesicht, aber ihr ganzer Körper bebte vor innerer Erregung.

„Ich werde hingehen,“ sagte sie, ohne aufzublicken, ohne eine Bewegung zu machen. „Doch nun laß mich allein, ich habe meine Vorbereitungen zu treffen.“

„Ich wußte es ja,“ rief er mit heiterem Ton, „daß meine kluge Toni nicht in thörichtem Eigensinn Glück und Lebenslust von sich weisen würde, wenn sie nur nöthig hat, die schönen Spitzen ihrer Finger danach auszustrecken.“

Und mit einer gewissen gemeinen Vertraulichkeit ergriff er ihre Hand und führte sie an die Lippen.

Sie ließ es ruhig geschehen und winkte ihm schweigend, hinauszugehen.

„Auf Wiedersehen morgen," sagte er, seinen Hut ergreifend, „ich werde kommen, um zu sehen, was meine schöne Freundin aus dem Fischzug erbeutet hat, zu welchem ich ihr das Netz in die Hand gegeben."

Mit einer Verbeugung voll plumpen Hohns verließ er das Zimmer.